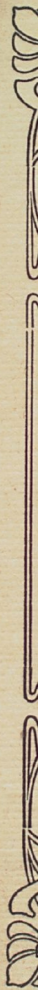


Mitternachtslied
von
Otto von Essen



10. 67.



Mitternachtslied

Ein Gesang

von

Otto von Essen



Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz

Alle Rechte vorbehalten.



1920

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

2, 3271





Erster Gesang. / Am Abend.

Seht ihr die kleinen, goldsäumigen Federwolken, wie sie hinwandeln durch den unendlichen, abgründigen Ozean, still, ganz still? Federleicht schwimmen sie dahin, flüchtig, lieblich, wie eine wollige, flockige Herde.

Nun harren sie dort hinter den Berggipfeln und dort hinter den schweigenden Wäldern und lächeln der großen, herrlichen Sonne den letzten Scheidegruß zu.

Aber die große, herrliche Sonne vergoldet ihre Schäflein noch bei ihrem Scheiden und schmückt sie mit feuerflamendem Purpur, und auf den Bergen läßt sie die Eiskronen in rotem Abendfeuer erglühen und tausendfältig funkeln.

Seht ihr, wie sie versinkt, diese herrliche, gewaltige Sonne? Blicket hinüber zu den Höhen, den goldumflossenen! Schweigend, düster harret der Bergwald, und kein froher Hörnerklang hallt mehr in seinen Schattenwipfeln wider. Doch über seinen stillen Kronen flutet das Purpurgold der Abendsonne.

Still, o still! Das ist eine feierliche Stunde, da man nicht mehr lärmen darf!

Still, o still! Das ist eine heilige Stunde! Da
schweigen alle Wälder und grünen Matten, und auch
die Lüfte schweigen. Da lauscht die Natur selbst in
heiliger Andacht, und die Lüfte halten den Atem an
in heiliger Ehrfurcht.

Still, o Seele! Die Gottesruhe sei dir heilig! Beuge
dich, o Seele, vor dem heiligen Gott!

Da zittert das Abendgold über den Bergen, und
über den Wipfeln des Bergwaldes hebt die Abend-
wonne.

Tiefer aber sinkt das Gestirn des Tages, tiefer
hinab hinter den zackigen Bergrücken. Da atmet die
Natur wieder auf; wie aus tiefem, ehrfurchtsvollem,
schweigendem Gebete richtet sie sich wieder empor, und
ein leiser, lieblicher Blumenhauch bewegt die grünen
Blätter und Zweiglein und die zarten Halme und die
tausend und tausend zierlichen Glockenblumen im
Wiesengrund.

Lauter murmelt und plätscht der geschäftige Wald-
bach; hurtiger hüpfet er hinunter in das stille, blühende
Tal und will die Geheimnisse des Bergwaldes hinaus-
plaudern.

Aber rings in den Wipfeln singen buntgefiederte
Gesellen ihr Trillerliedchen zur Nacht, und ein Dank
jubelt auf aus ihrer kleinen Brust. Hört ihr, wie sie
dem Schöpfer ihre Lieder singen?

Singe, o Seele! Ein Danklied sollst du singen dem
ewigen Vater!

Frohlocke, o Seele! Frohlocke und juble auf!
Aber du kannst nicht! Zu feierlich ist die Stunde!

Lieder der Andacht und der heißesten Sehnsucht wachen
auf in deinem Herzen.

Hörst du? Drunten im Tale, da das schwägende
Bächlein sich durch die Wiesen schlängelt, dort bläst
ein einsamer Hirtenknabe sein Abendlied auf der
Schalmei. Wie traulich, wie lieblich das klingt! —
Hört ihr es wohl?

Dort folgt die wollige Herde, und jedes Schäflein
kennt den süßen, traulichen Lockruf.

Vom Dorf herüber klingt einsam, bebend das Abend-
geläute. Andachtlauschend hält der Hirtenknabe inne;
auf die Knie sinkt er nieder. Die Vögel in den
Zweigen verstummen und fliegen in ihre Nester.

Aber hinter den Wäldern geht der Mond auf und
sinnt und träumt im Gezweig. Über die Wipfel
schleicht er dahin, an den Bergwänden entlang, über
die Wiesen und Matten, leise, leise, sacht, fahl und
totenblaß. Mit der schlanken, weißen Lilie am Bache
hält er geheime Zwiesprache; verliebt ist er in die
Lilie am Bach.

Die Sterne erwachen in dunkelblauen Tiefen und
sehen dem stillen, verliebten Träumer zu aus weiter
Ferne und lächeln einander an, funkelnd und blinzeln
in stummer Pracht.

Nun ist es still, ganz still; nur ein leiser Windhauch
flüstert in den Blättern, und das Bächlein schwächt
noch immerfort mit der stillen Stunde — und lacht —
und lacht — —

Drüben von der grünen Bergwand spinnt sich ein
einsamer Pfad wie ein dünner Faden talwärts. Ein

Wanderer geht daher; er schreitet wacker aus, und sein Auge blickt fröhlich und voll Zuversicht nach dem stillen, traulichen Dörfchen hinüber. Auf seinem Rücken aber trägt er einen großen Korb.

Wer kennt ihn nicht, den alten Getreuen? Buben und Mädcl im Dorfe kennen ihn wohl, und für alt und jung ist er der Vater Heiner. Immer, wenn er fortgeht, die selbstgewebte, saubere Leinwand fortzutragen, dann umjauchzt ihn die lustige Kinderschar.

„Vater Heiner, bringst uns etwas mit? — Vater Heiner, bleib nicht zu lang aus!“ so rufen sie, und ein jeder will noch einen warmen Händedruck vom guten Vater Heiner.

Heute ist es gar spät geworden; da jauchzt ihm kein froher Kindermund; aber Vater Heiner bleibt stehen, oben am Felsenhang, und schaut ins stille Tal hinunter und bittet Gott um Segen für die lieben Kinder.

„Guten Abend, Heiner! So spät heute?“

Heiner wendet sich um.

„Grüß Gott, Stoffel!“ sagt der Heiner, „Grüß Gott! War auch ein langer Weg! — Gehen wir miteinander?“

„Wohl, Heiner! Aber du hast lang' genug getragen. So will ich deine Last nehmen!“

„Nein,“ wehrt Heiner ab, „ich trag's schon am End'! 's ist nichts mehr darin und all's verkauft. Sag' dir, Stoffel, die Leut' kaufen's weg in der großen Stadt!“

Lange geht der Stoffel nebenher und schweigt; aber dann hält er plötzlich ein.

„Weißt, Heiner,“ spricht er, „weiß, mich verlangt's auch nach der großen Stadt!“

„Nun,“ sagt Heiner und lächelt, „mag's wohl sein! Man kommt niemals leer zurück, und das wenigste, was du mitbringst, ist ein gut Bündel Wahrheiten!“

„Hast du heut' auch Wahrheiten mitgebracht?“ lacht Stoffel auf.

„Freilich, Stoffel, nackte, scheußliche Wahrheiten, davor unsereinem die Haut zusammenschaudert.“

Ich liebe es, auf Gassen und Märkten einherzuwandern, um das Geschlecht der Teufel zu studieren, daß ich mich desto besser vor ihnen hüten möge.

Dumpfig schmutzige Höfe und Winkel scheute mein Schritt auch dieses Mal nicht, denn in den rauchgeschwärzten Mauerrissen, hinter unsauberen, zerrissenen Vorhängen, in dunklen Kammern verkriechen sich die nacktesten Wahrheiten.

Ich stieß auf einen Knäuel wüster Männer und Weiber. Was wollen diese, so dachte ich in meinem Herzen, sind es Menschen? Ich sage dir, Stoffel, Menschen waren es nicht! Es waren Suchende, die sich verirrt haben, und wilde Bestien!

Vor einem glänzenden, prahlenden Tore drängten sie sich zusammen, drängten und stießen einander, wie eine Herde Säue. Über dem Portale aber stand geschrieben: „Der Weg, der zur Verdammnis führt!“

Dort, wo man auf weißer Leinwand die Lüge und den schamlosen Frevel den Augen der Suchenden sichtbar macht, dort ist die Brutstätte böser Geister, wo die Suchenden einander finden.

Einander finden sie dort; aber sich selbst verlieren sie.

Ich fühlte mein Herz bluten, und Mitleid ergriff meine Seele, Mitleiden mit den Besessenen.

„Geht!“ rief ich den Irrenden zu, „geht! Fahrt dahin! Ihr geht im Namen des Teufels! Wer ist ein Mensch? Der kehre um! Denn wer als Mensch hineingeht, der geht als Teufel wieder heraus!“

Sie schrieten aber und lärmten und lachten!

„Hinweg mit diesem! Was will er? Hinweg mit diesem! Seht, er will uns den Himmel predigen! Wir brauchen keinen Himmel! Wir brauchen keinen Gott! Seht, er ist ein Pfaffe! Er will uns den Himmel predigen! Hinweg mit diesem!“

Wahrlich, Stoffel, wilde Hjänen und Brüllaffen brauchen keinen Hirten; auch will der Teufel keinen Gott und sucht darum Sturm zu laufen wider das Göttliche.

Einmal noch rief ich:

„Wer Mensch ist, der kehre um!“

Aber es kehrte niemand um.

Ich sage dir, Stoffel, Menschen sind Kleinodien, die man nicht alle Tage findet.

Ihr eigenes Selbst suchen sie alle; du siehst es daran, daß so viele sich verlieren.

Ihr Glück wollen sie alle; du siehst es an den vielen Unglücklichen.

Sie alle, die in dem Raubtierhause Welt umherirren, sie kommen und gehen wie die Bienen; sie kriechen aus den Maden, honigtrunken, und fliegen

aus und fressen Honig, bis ihnen der Bauch zerberstet; dann aber schreien sie sich die Kehle wund, ihnen sei ein Unrecht geschehen, denn sie haben sich in süßem Honig ersäuft!

Sie suchen den großen Götterfunken; denn sie wähnen, daß er irgendwo verborgen liegen müsse.

Wehe über die Toren, daß sie nicht sehen wollen und ihre Augen um so fester schließen, je heller die Sonne durch das Gewölke scheint!

Wehe über die Tauben, daß sie nicht hören wollen, und ihre Ohren nur um so fester verstopfen, wenn die Glocken singen!

Wehe über die Genießenden, die ihren Unfrieden in Genuß und Taumeltanz und Rauschlied ersäufen wollen! — Wenn sich der Unterweltler freuen könnte, er würde sich ihrer verkauften Tugenden freuen!"

Heiner schweigt, und Stoffel geht still neben ihm her, sinnend, sorgend.

„Heiner,“ sagter dann, „in unserem Dorf ist's halt besser!“
„'s ist besser im Dorf, Stoffel!“

Verlassen und einsam liegt schon die Dorfstraße, darauf die beiden Wanderer hinschreiten. — Der Heiner steht vor seiner Tür.

„Stoffel,“ sagt er, „du kommst herüber, gelt? Bring dein Weib mit und vergiß das Büchel nicht!“

— — — „Gott, dem Herrn weiß ich Dank,“ sagt der Heiner zu seinem Weibe, „Gott, dem Herrn weiß ich Dank, daß ich wieder daheim bin! — Im Dorf ist's doch besser, Marthe!“

„Gebetet habe ich um dich, Heiner, und ich will dem Herrn auch danken, daß du bist gesund wiederkommen! Nun laß uns froh sein und guter Dinge! Drauß unter der Linde wollen wir danken und lob-singen!“

„Wart' nur, Marthe, der Stoffel kommt auch und sein Weib; hab' ihn drauß gesehen.“

Aber da tut sich schon das niedere Türlein auf, und Stoffel Schütz und Hilde grüßen froh und freundlich.

Unter der Linde, ja, dort ist gut sein, wenn der Abendwind in den Blättern spielt und die kleinen Leuchtkäferchen glühen.

Drauß unter der Linde, da haben sie manchen lieben Sommerabend miteinander gesungen, zwei- und dreistimmig, denn der Heiner wußte trefflich die tiefe Stimme zu singen.

Drauß unter der Linde, da waren sie manchen holdwebenden Abend geseßen und hatten geplaudert und gelacht. Das alles hat die alte, treue Linde immer wieder mit angesehen, so viel Glück, so viel herzinniges Glück, und das soll sie auch heute abend wieder sehen. Ein Gottesbrünnlein sprudelt unter ihrer breiten Krone, wenn die vier Leute beisammen sind.

Der Heiner muß erzählen und wieder erzählen; denn er ist weit herumgekommen und hat die Welt und die Menschen gesehen, und der Heiner weiß viel zu erzählen; jedesmal aber weiß er auch eine gute Lehre aus dem Worte Gottes mitzugeben, denn er kennt seine Bibel wohl.

„Dienet einander!“ so sagt er heute abend, „dienet einander — und einer trage des andern Last! Das ist ein köstlich Ding, liebe Leut'. Unter der Last, die man Bruder und Schwester tragen hilft, wird einem der Mut leicht und das Herz froh!

's war auch einer, der den Menschen die Last abnahm, und das hat er mit seinem roten, warmen Herzblut bezahlt! Den laßt uns nimmer vergessen!“

Der Mond ist indessen höher gestiegen, und kälter, blasser sieht er herab und erschreckt die langohrigen Fledermäuse und Nachteulen und das Mitternachtsgewögel. Ängstlich huschen sie vorüber.

Und ferne — hört ihr's? — da flöten zwei Nachtigallen einander ihr Lied, schluchzend, sehnsuchtsvoll; dazu aber gurgelt der springende Brunnen unter dem Holderstrauche, und der nächtliche Uhu streicht mit grollendem Schrei vorüber.

Aber die alte Linde spricht zum Nachtwind noch lange von dem sprudelnden Gottesbrunnlein, das unter ihren Zweigen an diesem seligen Abend geplätschert hat; nun aber hat das Brunnlein aufgehört mit seinem glückseligen Rauschen, und es ist tiefe, schweigende Nacht.

Zweiter Gesang. / Das nächtliche Klaglied.

Ein Heule- und Brausesturm ist aufgewacht und hält fürchterliche Zwiegespräche mit der schwarzen Nacht.

Über den Bergen brüllt er in unheimlicher Wut;
durch Schluchten und Täler und Wälder bricht er sich
eine Schreckensbahn und rast — und rast daher über
die Dächer und rüttelt an den Firnen, pfeift und kreischt
und heult in entfesseltem Wahn.

Schwarze, dicke Wolken jagt er vor sich her durch
finstere Tiefe und reißt und zerrt sie voneinander,
peitscht sie aufeinander, daß der Mond und irgendein
funkelnder Stern nicht seine Verwüstung sähe!

Donnernd fährt er gegen die starre, felsgetürmte
Bergwand, und donnernd schlägt sie ihn zurück.

Unter die aufgeregten Baumkronen fährt er in
schamloser Wut und gräßlichem Lustwahnsinn und
reißt den widersprechenden Bäumen das Kleid ab.

Das Geflügel und alle Tiere sind aus tiefem Schlaf
erwacht und ängstigen sich und verkriechen sich vor
seinem Brausen.

Aber auch die Menschen sind wach in ihren Hütten
und horchen der wutbrennenden Stimme des Nacht-
sturmes.

Der Heiner aber steht vor dem kleinen Altar in
seinem Hause und singt ein Loblied Gott, dem Herrn,
und sein altes Herz jubelt auf. Singen muß er und
frohlucken. So hell, so überströmend quillt ihm das
Lied aus seiner Seele, und die Harfe in seiner Hand
jubelt die Töne mit und klingt und singt hinauf —
hinauf, wo der Sturm nicht ist.

Das hat der Heiner von seinem Vater gelernt, wie
man Loblieder singt und die Harfe schlägt; der hat's
auch gekonnt, und der hat's ihn gelehrt. Nun kann

er auch jubeln und auffjauchzen, auch in Sturm und Nacht hat er's Jubeln und Auffjauchzen gelernt.

„Marthe!“ spricht der Heiner, „Marthe, hörst du den Sturm heulen um unsere Hütte? Er heult ein fürchterliches Lied, das singt und kreischt er der Nacht in die Ohren. Schrecken und Verzweiflung heißt sein Lied; Tod und Untergang und Verwüstung, das ist sein Harsenspiel.

Marthe, hörst du auch, wie sich die Brausestürme an der Felswand zerschlagen? Sie ist ihnen zu hart und zu gewaltig und zu fest gegründet; die können sie nicht in Trümmer schlagen! Hörst du's, Marthe? —“

Da aber greift der Heiner wieder in die klingenden Saiten, daß es rauscht und braust, gewaltig, und nun hebt er sein Lied an und singt mit großer Stimme:

„Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz!

Ich rufe an den Herrn, den Hochgelobten, so werde ich von meinen Feinden erlöst!

Es umfingen mich des Todes Bande, und die Bäche des Verderbens erschreckten mich.

Der Hölle Bande umfingen mich, und des Todes Stricke überwältigten mich.

Da mir angst war, rief ich den Herrn an und schrie zu meinem Gott: da erhörte er meine Stimme von seinem Tempel, und mein Schreien kam vor ihn zu seinen Ohren!“

Also singt der alte Heiner, und die Saiten rauschen unter seinen Händen.

Aber da pocht es an die Türe wie die Hand eines Mannes. Wer ist's, den hier die schwarze Nacht und der Sturmwind überfallen hat?

Heiner ist gewohnt, zu öffnen, so jemand an die Tür seiner Hütte pocht. Er lehnt die verstummte Harfe an den Hausaltar und geht, den Eisenriegel von der Tür abzuheben.

Da tritt ein Mann herein, groß, breitschultrig, düster sieht er aus. Er kennt den Heiner wohl und weiß, daß er beim Heiner eintreten darf.

„Arno!“ ruft Heiner, „Arno, du hier? — Und zu dieser Stunde? Aber komm nur erst und ruhe dich; du hast einen schweren Gang gehabt!“

„Darf nicht lang rasten, Heiner! Darf nicht! Mich treibt's fort mit großer Gewalt und auch von deiner Hütte wieder fort, weiter, immer weiter!“

„Aber, Arno, der Sturm will die Berge umreißen und unsere Hütten zerschlagen! Die Satane sind los in der Nacht. — Du bleibst, Arno!“

„Nimmermehr! Weiter muß ich! Was schert mich der Sturm oder die Nacht oder die Satane! Weiter muß ich, und du mußt mit mir! Weißt du's denn nicht? — Der Wald-Rudi — — —“

„Was ist's mit dem Wald-Rudi? Sprich, Arno!“

„Was ist's mit dem Wald-Rudi? Fort ist er, fort, und niemand weiß, wo! Da sitzt die Margarete daheim mit ihrem Würmlein, und sie weinen sich die Augen wund, und der Bub schreit nach seinem Vater und guckt in den leeren Tischkasten und will Brot haben. Aber da ist keines, und die Margarete stopft

ihm 's Mündlein mit faulen Kartoffeln und schluckt ihre Tränen hinunter! Und so geht's schon den dritten Tag und die dritte Nacht. So tut's der Wald-Rudi seinem Weib und seinem Kinde an und säuft sich die Kehle ab; da läßt er Weib — Weib sein! 's gibt mehr Weiber in der Welt, denkt er! Da läßt er Kind — Kind sein; der ist ihm lästig, dieser Bub, und er häßt' ihn gar gerne fortgewünscht von Anfang.

Wer will der armen Frau helfen und dem verhungerten Würmlein? — Wo ist der Rudi? Wo steckt er? Weiß ich's? — Aber fort, nur fort! — Suchet, so werdet ihr finden! Komm, Heiner, wir werden suchen gehen!"

"Eine seltsame Rede!" denkt der Heiner in seinem Herzen, aber er sagt nichts. Schweigend auch drückt er Marthe die zitternde Hand, und Marthe versteht ihn und weiß, was geschehen wird und geschehen muß.

Sie weiß auch, daß ihr Widerspruch vergeblich ist; denn wo zu helfen ist und zu trösten, da muß der Heiner sein, das weiß Marthe wohl, und das weiß jedermann im Dorf, der den Heiner kennt.

Aber ein stilles Gebet schickt sie den Männern nach; das ist's, was sie noch dazutun kann.

Der Sturm reißt die Tür ins Schloß, wütend, unbändig, und die beiden Männer schreiten mutig daher durch die stürmende, tosende und tobende Nacht.

"Wohin, Arno?"

"Margarete!"

Der Nachsturm reißt ihnen die Worte von den Lippen weg; eifersüchtig ist er auf die Rede der

Menschen; also gehen die beiden nebeneinander her und reden lange nichts.

Drohend türmen sich die steilen Felswände; drohend schlagen die schwarzen Kiefern auf dem Bergrücken mit ihrem Gezweig, daß es rauscht; drohend brüllt der Sturm in den Klüften.

„Hörst du es brüllen, Arno? — Drunten im Ge-
klüft brüllt ein Wut-schrei und ein Wahnsinn! Das
ist der Wut-Wahnsinn des Unterweltlers und ein
Mitternachtschrei! Hörst du es, Arno?

Merke auf! Merke auf! Das ist die Stunde der
Finsternis und der Verwüstung und des Untergangs!
Licht! Licht! So schreit die Nacht gen Osten; aber
der Saufe-Brausewind mordet ihren Schrei und donnert
gar gewaltig drein.

Rache, Mord! Untergang! So brüllt der Sturm
über den Bergen und in den Schluchten. Der will
uns auch haben, der Sturm in der Nacht und Finsternis;
aber er soll uns nicht haben!“

„’s ist schon mancher darin zu Tode gekommen,
drüben, an der Teufelschlucht, wo der Weg eng und
der Abgrund am tiefsten ist! ’s ist schon mancher zu
Tod gekommen!“

Der Heiner aber schweigt dieser Rede und knüpft
seinen Mantel fester.

Als sie aber an die Teufelschlucht kommen, gehen
sie, sich in einer Felsenhöhle zu verbergen, denn die
Gewalt des Sturmes ist groß. Draußen aber schreit
der Sturm ein gar düsteres Nachtlied.

Auf dem Gestein in der Tiefe der Höhle kauert

Arno; aber der Heiner richtet sich hoch auf, und ein nächstliches Klaglied entringt sich seiner Brust.

Der Heiner aber singt also:

„Ein Wahngelächter und Hohnlachen gellt in Schlünden und Abgründen; ein Wutschrei dringt herauf aus der Tiefe und ein Mitternachtschrei. Dort hinab stürzt die schwarze Stunde. Hebe deine Augen auf und siehe! — Es ist tiefe, tiefe Nacht!

An Schlünden und Abgründen wankt der Mensch. Fürchterlich lockt ihn die schwindlichte Tiefe, und die schwarze Stunde ruft ihn hinab! Aber da ist keiner, der ihm hülfe!

Da horchen die Gräber auf, denn es ist die Stunde des Todes! Kam sie nicht eben aus der Tiefe?

An Schlünden und Abgründen wankt der Mensch. Wie heulen die Schluchten so düster! — Es ist aber tiefe, tiefe Nacht. —

„Lust! Lust!“ So schreit des Menschen nächtliche Seele, und „Lust, Lust!“ so ruft der Abgrund zurück und alle nächtlichen Berge.

Geister der Lust tanzen ihren Wirbel- und Taumeltanz, und Sturm kläfft die Wahnsinnsmelodie.

„Komm herab, du Mensch! Komm herab!“ So röcheln die Geister der Lust und des Freuden-Abgrunds, „komm herab! Wir bringen und singen das Glück!“

„— das Glück!“ so rufen die Berge wider;

„— das Glück!“ so klingt es wider in des Menschen nächtlicher Seele.

Drunten in den Schluchten aber wirbelt und tanzt der Geisterstrudel, und es ist tiefe, tiefe Nacht. —

An Schlünden und Abgründen wankt der Mensch,
da die Lust- und Freudengeister locken. Der Nach-
sturm aber reißt ihm die Gedanken fort, und wehe —
wehe! Da ist keiner, der ihm hülf!

Ein Tier, ein Untier wälzt sich herauf, — herauf
aus mitternächtlicher Tiefe! Rückwärts wirft es den
Kopf, und ‚Lust!‘ brüllt es, ‚Lust! — Lust!‘ — Es ist
aber tiefe, tiefe Nacht. —

Ha! Wie er wankt, der Mensch! — Dort, dort
an den Todesklippen wankt er —, wankt, — wankt
— und fällt, tief, tief! — Aber da ist keiner, der
ihm hülf!

In der Tiefe aber verschlingt ihn die Mitternacht
und die Stunde der Finsternis!

Auf! Auf! — Ist keiner, der ihm hülf? Sah er
nicht, daß ein Retter ihm zur Seite stand? — Wehe!
Er wollte ihn nicht sehen! Also verschlang ihn die
Tiefe!

O Nacht! O Lust! O Finsternis!

Ach, Herr, wie sind meiner Feinde so viel und setzen
sich so viele wider mich!

Viele sagen von meiner Seele, sie habe keine Hilfe
bei Gott.

Aber du, Herr, bist der Schild für mich, und der
mich zu Ehren setzet und mein Haupt aufrichtet!

Ich rufe an mit meiner Stimme den Herrn, so er-
hört er mich von seinem heiligen Berge!

Ich liege und schlafe und erwache; denn der Herr
hält mich!

Ich fürchte mich nicht vor viel tausenden, die sich
umher wider mich legen!

Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott!"

Der Heiner hält ein, und der Sturmwind zieht
vorüber mit großem Getöse.

Schon naht die Mitternachtstunde; da müssen alle
Stürme schweigen, denn da redet die Nacht ihre tiefste
und dunkelste und stillste Sprache; die darf der nahende
Morgen nicht hören. Also geht der Sturm vorüber.

Doch in der Ferne, weit in den Bergen und ihren
Wäldern hallt noch sein Wahn-Wutschrei der nächst-
lichen Lust.

Da richtet auch der Arno sich auf.

„Heiner,“ so spricht er, „was ist deines Liedes
Deutung? Nicht verstand ich diese Rede!“

Der Heiner aber sagt nichts, und beide gehen aus
der Höhle.

Es ist aber tiefe, tiefe Nacht.

Dritter Gesang. / Das Lied des Wahns.

Düster ist die Nacht, unheimlich düster. Noch heulen
ihre Winde von ferne; aber die unheilswangeren
Wolken lagern sich zuhauf, wo die Nacht am
schwärzesten ist.

Da aber sichtet der Mond über die asch- und eis-
grauen Bergspitzen; über den krummen Pfad schleicht
er wie ein Dieb und leuchtet wie mit einer Toten-

lampe den beiden Männern voran, die da schweigend auf das Dorf zuschreiten.

Wo der Bergwald zu Ende ist, dort, hinterm Fels- hang geht die breite Dorfstraße vorüber; die führt geradeswegs auf die kleine, niedere Hütte des Wald- Rudi. Dorthin gehen die beiden nächtlichen Wanderer.

Hohl und schwarz starren die Fenster auf die Straße herab; düster und schweigend recken sich die Giebel empor. Die beiden Gefellen schreiten vorüber. Ihre Schritte verhallen einsam und lang.

„Weit dahinten, Heiner, wo die Straße aufhört und der schwarze Tann anhebt, da blinkt ein Lichtlein durchs Fenster. Da sitzt die Margarete Türner und singt ein traurig Lied zur Nacht und singt den Buben in den Schlaf mit ihrem Hungerlied. Siehst du! Schau nur recht hin! Dort ist das Lichtlein!“

Der Heiner aber sagt kein Wort; also gehen sie beieinander bis an die Hütte unter dem Tann.

Arno pocht an die Tür.

„Mach' auf, Grete! Mach' auf!“

Aber Margarete läßt lang' warten.

Da klingt drinnen eine bange Stimme:

„Bist du's Arno?“

„Wohl, ich bin's, Grete! Mach' auf! Den Heiner hab' ich mitgebracht!“

Langsam öffnet sich die Tür, und die Männer treten in den niedrigen, dumpfen Raum; die Tür knarrt wieder ins Schloß zurück.

Scheu tritt Margarete an den runden, braunen Tisch, darauf ein trübes, müdes Lichtlein flackert.

Dort steht sie lange, und ihre verweinten, tränenüberdrüssigen Augen irren unstet umher.

Unheimlich ist die Stille, und die nächtliche Stunde horcht auf, weß das erste Wort sein wird. Aber keiner spricht.

Da aber bricht ein Weheruf und ein Klageschrei aus der Weiberbrust; da sinkt die Margarete nieder an des Tisches Bord; ihre Augen wollen die heiße Tränenflut länger nicht verbergen; wild und ungestüm stürzen die Tränen des Leids den zerbrechenden Seufzern nach.

Als aber der Heiner zu ihr tritt, um sie aufzurichten, wehrt sie ihm mit der zitternden Hand und wendet ihr Antlitz ab.

„Stehe auf, Grete!“ spricht Heiner begütigend, „stehe auf! Meine Seele erträgt es nicht, daß ein Weib verzweifelt und auf dem Boden liegt!“

„Hinweg! Hinweg! Laßt mich allein! Geht und laßt mich allein, daß der Schmerz, der Giftwurm, an meinem Herzen fressen und nagen kann! Geht von mir hinaus und schickt mir den Tod in meine Hütte!

Es ist Nacht; da geht der Tod um, der große Erbarmer! Der sucht Opfer. Schickt ihn zu mir herein; er soll ihrer zwei haben!

Warum kommt er nicht, dieser große Erbarmer? Warum geht er an dieser Thür vorüber? Warum muß er andere quälen, die sich vor seinem Knochengesicht fürchten und sich vor ihm verkriechen wie die Nacht vor dem Tage?

Tag soll er mir sein, dieser große Erbarmer! Ich

will mich nicht vor ihm fürchten! Ich will nicht vor ihm davonfliehen, wie die Kinder vor nächtlichen Gespenstern davonlaufen!

Willkommen will ich ihm entgegenrufen, und jauchzen will ich noch in seinen dürren Armen, und das soll mein erstes Jauchzen sein!

An meine Brust will ich ihn pressen und jubeln und mit ihm eine Hochzeit feiern, — heute und morgen und übermorgen — eine Hochzeit, wie sie seit Anbeginn nicht war!

Tag soll er mir sein und Sonne und Regenbogen des Glückes!

„Glück“ will ich ihn heißen und „Friede- und Freudebringer“!

„Zerbrecher des Leids“ soll mir sein Name heißen und „Widerrede des Elends“!

O ihr Menschen! Wußtet ihr nicht, daß der Tod ein Zertrümmerer ist des Unglücks? — Wußtet ihr nicht, daß der Tod freundlich und friedfertig ist und ein Sonnenschein und linder Maienregen? — Wußtet ihr nicht, daß der Tod ein Erlöser ist?

Aber ihr verstopft eure Ohren vor meiner Rede! Wahrlich, ein Wahnsinn ist meine Rede! Aber im Wahnsinn erst wird die leuchtende Wahrheit geboren und das Glück!

Dieses aber ist die Wahrheit und das Glück meines Wahnsinns: Das Köstlichste des Lebens, das ist — der Tod!“

Da aber tritt der Heiner hinzu, und sein starker Arm ruht auf der Schulter der unglücklichen Frau.

„Halt ein, Margarete! Halt ein! Das ist Gotteslästerung! Weißt du nicht diese andere Wahrheit? Der Tod ist tot! Der Tod ist tot! Das hat nicht der Wahn erfunden; diese Wahrheit ist geboren, als der große Erlöser starb!“

„Nein! Nein!“ bricht es aus Margaretes Munde, „dein Erlöser starb und ist tot! Weißt du es noch nicht, daß dein Erlöser tot ist? Am Kreuze starb dein Erlöser; jetzt ist er tot!“

Aber es ist Nacht; da geht der Tod um. O ihr Menschen, ich sage euch: der Tod ist lebendig und geht um in der Nacht!“

„Fasse dich, Margarete!“ ruft Arno streng, „noch hörst du nicht seine Gebeine klappern! Was soll's mit deinem Teufels-Singsang! Nicht starb der Erlöser am Kreuz, der ist auferstanden und ist lebendig, und seine Gnade währet ewiglich; aber der Tod hing an den rostigen Nägeln, und der ist nimmer auferstanden, und seine Macht ist ihm genommen!“

Frau Margarete aber hört nicht mehr. Die kahlen Wände äffen ihr Weinen und Schluchzen nach.

„Heiner, Arno! Helft! Helft mir doch! Was steht ihr und seht mich an? Nein! Geht hinaus von mir! Ihr könnt die Verzweiflung nicht mehr verjagen! Ihr könnt den Jammer aus diesen Wänden nicht mehr vertreiben! So geht doch und ruft mir den Tod herein! Ruft mir den Rudi! Er soll sein Weib und seinen Buben noch einmal grüßen!“

Rudi! — Rudi! — Ach nein, du bist nicht schlecht — nicht schlecht! Du bist gut, Rudi; ich weiß, daß du

gut bist! Aber die Leute da drauß, die bösen Leut', die haben dich da hinausgezerrt, und da drauß ist es Nacht, und dunkel ist die Nacht, o, so dunkel, so schwarz, tief — tief! — —

Rudi, komm heim, mein Rudi, du Lieber, Guter! Komm, mein Rudi! Hörst du? — Hörst du? —

Ich will dich streicheln über deine Locken, und alle deine Schatten will ich von deiner Stirn hinwegstreichen, und in meinen Armen will ich dich halten, lange, lange — und dich küssen, und dann wollen wir miteinander fröhlich sein, und singen wollen wir, wie damals, — damals unterm Rosenhang, und lauschen, wie die Vögel singen, — und — und dann soll die Sonne wieder so lustig scheinen — wie damals.

Und küssen sollst du mich wieder, dort, unter den Rosen; die blühen dann auch wieder — wie damals!“ —

Ein Seufzer bleibt der Margarete auf den blassen Lippen haften; denn ein linder Schlaf hat sie überwältigt. Eine stille Träne glitzert noch an ihrer Wimper.

Heiner hat sie sanft auf das niedere Strohlager gleiten lassen. Leise spricht er zum Arno:

„'s war eine andere Zeit mit dem Rudi, damals, ja! Hat hoch hinaus wollen, der Rudi! Auf der hohen Schul' war er geseßen, und einen geschneiten Kopf hat er gehabt! Hätt' sein Glück machen können, der Rudi, aber da kam der böse Geist in die Schul' geschlichen und hat ihn sich zum Freund gemacht! Weiß wohl, wie's kam!

N
geno
ich s
In
schwe
Al
Eider
suche
„H
„E
ihn k
„D
„E
suchen
meine
Da
spring
„H
Be
„W
„D
finster
Heine
Gräß
es ho
— sch
Kre
Marg
entflie
Arn

Nun sieht er da, und der böse Geist ist sein Hausgenosß geblieben. Da, Arno, das ist mein Lied, das ich sang, droben in der Höhle!"

In der Kammer ist's wieder still. Margarete atmet schwer und tief; — sie schläft.

Aber nicht lang ruht der Schlummer auf ihren Lidern. Sie richtet sich auf, und ihr Auge blickt suchend umher. Da aber regen sich lei' ihre Lippen:

„Heiner? — Arno? — Ist Rudi da? Mein Rudi?"

„Bleib!" sagt der Heiner, „bleib, Grete! Ich will ihn holen!"

„Wo ist er?" —

„Bleib bei ihr, Arno!" flüstert Heiner, „ich werd' suchen gehen, und wenn's Tag ist, schicke jemand zu meinem Weib. Ihr soll nicht angst sein!"

Damit will er zur Thür hinaus, aber Margarete springt auf und reißt ihn rückwärts.

„Ha! Zurück! Siehst du denn nicht? Dort, dort!"

Bestürzt sehen die Männer auf das zitternde Weib.

„Was soll's, Margarete?"

„Dort — dort! — Scheusal! Ein Mann, groß — finster — schrecklich! Weg, Scheusal! Das ist der — Heiner, der hat nichts Böses getan! Weh, weh! Gräßlich! — Da hat er ein Mordbeil, hebt — hebt es hoch! — Weg, Heiner, weg! — Ha! Heiner! Er — schlägt! —"

Kreisend gellen die Wände den Traum zurück; Margarete aber schlägt zu Boden, und ihre Sinne entfliehen.

Arno trägt sie mit Vorsicht auf das Lager.

„Bleib!“ sagt der Heiner, „und wache bei ihr! Ich
gehe! Der Bub kommt des Tags zu mir!“
Heiner tritt aus der Thür und geht.
Es ist aber tiefe, tiefe Mitternacht.

Vierter Gesang. / Der Wald-Rudi. Das Morgenlied des Eremiten.

Droben, weit, weit in den Bergen, dort rauscht ein
tiefer, finsterner Hochwald von Alters her seine dunklen
Sagen und Rätselmärchen. Kein Mensch hat je seine
unermesslichen Tiefen durchwandert; niemand hat je
seine abgrundfinsternen Geheimnisse verstanden.

In geradezu verschwenderischer Fülle hat hier die
Natur ihren ganzen, unerhörten Reichtum ausgegossen,
und kein Mensch hat es je gewagt, ihr heiliges
Walten und Weben, ihre andachtlauschende Stille
durch Kulturfrevel zu stören.

Hier ist das Reich der Singevögel und der Wald-
käuze, das Reich der flüchtigen Rehe und Hirsche, und
die scheuen Hasen suchen seine Einsamkeit auf.

Nur selten hallt der Büchsen schuß eines Hochwald-
Jägers durch die raunenden Wipfel, und geschieht
es einmal, so ist es nur am Waldsaum, und das Ge-
vögel huscht erschreckt davon und flieht bestürzt in
die finsternen Waldtiefen.

Ein gutes Stück vom Waldsaum entfernt nach der
Tiefe des Waldes zu windet sich ein Pfad empor durch

die hoch aufragenden Buchenstämme; jedes Blättchen in den schwankenden Wipfeln funkelt und leuchtet im Sonnenglanz wie ein wundervoller Smaragd.

Nun aber ist es späte Abendstunde, und das hohe Gezweig regt sich im kühlen Windhauch, geheimnisrauschend; im wankenden Geäste trillern und singen die bunten Waldbewohner ihr träumerisches Nachtlid.

Dunkler wird es und stiller, und der friedliche Mond scheint durch den Wald.

Da unterbricht ein Knistern und Knacken und Gerede die feierliche Stille. Eine Gruppe von Männern durchschreitet den abendlichen Wald, und die dürren Reiser ächzen unter ihren Fußtritten.

Wild sehen sie aus, diese Männer, unheimlich und düster. Was redet ihre finstere Sprache? Gedämpft klingen ihre Worte:

„Das war ein Teufelstanz, Isegrimm, ein Teufelstanz, sage ich, und ein wenig heiß ging's her!“

„Was schwäzest du von Teufelstänzen, Groll? Ein lustiger Tanz war's! Lustig war's bis aufs Blut! Sieh, der Rudi hat wacker angepackt! Jetzt ist er dahin und kann den frischatmigen Sausewind nicht mehr einschnappen; oder hocht ihm der tote Reijse auf dem Nacken? — Frisch, Rudi! Auf, Bruder, auf!“

„Laß mich, Isegrimm; es war mir der Arbeit genug fürs Leben! Noch eine solche Blutlast auf meinen Buckel, und das spitze, scharfe Ding fliegt mir aus der Hand ins Eingeweide!“

„Du bist ein Narr, Rudi!“ ruft der Groll herrisch

zurück, „du bist ein Narr! Hat man dir auch einmal das orientalische Zaubermärchen vom Gewissen vorgeflötet? Das ist ein Märchen zum Lachen!“

„Ja, Groll, ein Märchen zum Lachen,“ sagt Rudi, „aber zum Totlachen ist es!“

„So magst du dich zu Tod kichern! Uns soll's die Nächte nicht sauer machen! — Heissa! Lustig, Brüder! Bald sind wir an der Schenke; dort sprudelt der Wein! Der Gewinn wird für diese Nacht ausreichen. Ja, wenn wir nicht diese Beute gemacht hätten, Rudi, he?! Wir hätten schwerlich eine lustige Nacht gehabt!“

„Laßt mich!“ keucht der Rudi, „ich gehe heim!“

„Was, Bursche, du wirst doch nicht? — Wir lassen's nicht zu! Du hast die Arbeit getan; du sollst den Hauptpreis haben! Komm, Rudi! Wir gehen zum Schankwirt!“

„Und ich ertrag' es nicht! Laßt mich fort — oder mein Grimm ist wider euch! — Seht ihr's denn nicht, wie der Mond mich angrinst mit seinem Leichengesicht? Seht doch hin! Da! Dort! Durch die Blätter äugt er mich an, so kalt, so fahl, so blaß — — wie der Tod!“

Blut — Blut tropft von den Zweigen, tropft auf meine Hand! Reißt sie ab, diese Hand! Sie ist vergiftet! Das Blut hat sie vergiftet! Reißt sie ab!“

Das schreit der Rudi, daß rings die Bäume es widerhallen. Dann steht er unbeweglich, wie erstarrt; aber in seiner Brust wogt es wieder auf, und lauter denn zuvor ruft er:

„Hinweg, Mordbuben! Seht ihr denn nicht, wie die Bäume sich schütteln und zusammenschauern? Das habt ihr getan, Mordbuben! Ihr habt mir den Dolch in die Hand gedrückt!“

Da aber schreit ein nächtlicher Uhu vorüber; der Rudi fährt zusammen, als ob ein scharfer, vergifteter Pfeil in sein Herz gedrungen wäre.

„Ha! — Hört ihr's? — Ein kreisender Gift-Geier schwebt über mir und zielt nach meinem Herzen — ha! —

Aber ich kann nicht — kann nicht zurück! — Da! Nimm mich, Satan! Hinweg, du Gift-Geier — und du, todblasser Träumer hinter den Wolken! — Ich lache — lache — lache! — Haha!“ —

Das klingt wie bitteres, krampfhaftes Hohngelächter der Verzweiflung; die Waldtiefen lachen mit. Da wird es wieder still.

„Komm, Rudi!“ sagt Groll, „komm, wir gehen zum Schankwirt! Du sollst deine Wahngesichte im funkelnden Brantwein ersäufen!“

„Geht hinweg! Ich kann nicht! Ich muß heim!“

„Nun, gut, so kommt, Gesellen! Laßt ihn! Sein Mordbuben-Wahnsinn wird sich beizeiten schlafen legen, und verraten wird er uns nicht, wenn ihm sein eigenes Leben lieb ist!“

Die beiden finsternen Gesellen schreiten davon; der Rudi steht wie versteinert in der nächtlichen Wildnis; aber da ruft er ihnen nach:

„Halt! — Unmenschen! Laßt mich nicht allein! Ich kann nicht allein bleiben!“

„So gehe nur! Wir teilen uns die Beute!“ schallt es höhniſch zurück.

„O, ihr Brüder! Laßt mich nicht allein! Nein, ich will euch nicht verlassen! Ich bin euer Bruder! Auf! Auf! Laßt uns hinabgehen in die Schenke und uns den Hals abſaufen! — Sind Weiber dort? — Luſtig, Brüder! 's wird eine tolle Nacht! Wir wollen mit dem Teufel einen Bund ſchließen!“

„Haha! Das iſt unſer Rudi wieder! Eine graue Spinne iſt ihm ſoeben übers Gehirn gekrochen; die hat ſich ſchlafen gelegt! Ich hab's ja gewußt, daß er unſer iſt! Auf zum Schankwirt!“

Wieder iſt es unheimlich ſtill im Walde; die drei Männer ſind fort, und kein Laut läßt ſich vernehmen außer dem düſteren Rauſchen der vom Nachtwind leiſe bewegten Wipfel. — — — — —

Nicht lange aber währt es, ſo kommt ein anderer Mann des Weges; das iſt der Heiner. Er geht gebeugt und in ſich gekehrt und achtet nicht des Märchenrauſchens in den Blättern und des friedlichen Mondenſcheines, was er ſonſt ſo gerne tat; er ſinnt und denkt, und ſeine Gedanken werden zu Träumen; die verlieren ſich in ſeiner Seele wie in einem unendlichen Abgrund.

Aber da ſteht er ſtill und lauſcht. Vernimmt er nicht eben ein leiſes Glockengeläute? — Leiſe, ganz leiſe! — Das muß im Walde ſein, denn die Glocken des nächſten Dorfes hört man nicht ſo weit in den Bergen, und ihr Ton müßte tiefer ſein und voller.

Horch! Da tönt es wieder! Das iſt ein feines,

helles Glöcklein; wo mag es doch stecken? Der Heiner steht und lauscht. Tief, tief im Walde muß es sein — nein, dort am Bergsaum!

Heiner geht dem Klange nach, aufhorchend, lauschend. Deutlicher und lauter wird das Geläute mit jedem Schritte.

„Wer mag hier zu läuten haben zur Nacht?“ denkt Heiner und schreitet unentwegt vorwärts, dorthin, wo das Glöcklein singt.

Verwundert hält er ein, als er einen Greis erblickt, der unter einer mächtigen, uralten Eiche steht und ein Glockenseil zieht.

„Was soll's, du seltsamer Mann?“ ruft Heiner aus einiger Entfernung.

Der Greis springt erschreckt ein paar Schritte zurück.

„Wer bist du, und was willst du? Wer hieß dich in meine Einsamkeit heraufkommen?“

„Weiß ich's, daß du hier einsam hausest bei den wilden Tieren und zur Nacht? — Ich bin der Vater Heiner, und den kennt jedermann aus dem Bergland.“

„So sag', was dich herauftreibt in die nächtliche Wildnis!“

„Was soll mich treiben? — Ein Mann muß sich verirrt haben — oder — will's Gott, daß ihm kein Unglück zugestoßen ist! Ich bin ausgegangen, ihn zu suchen, und hab' ihn nicht gefunden. Geradeswegs von Birkthal komm' ich her.“

Der Greis kommt nahe herzu und sagt mit vertraulicher Stimme:

„Dann sollst du bei mir bleiben zur Nacht. Ein

Stücklein fort steht meine Hütte, im Walde darinnen;
du wirst das nächste Dorf nicht erreichen vor Mitter-
nacht!"

„So sag' mir, wie du heißest, und welch Wesen du
treibst!"

„Ein Kleinod habe ich gefunden und ein Glück;
damit ging ich in meine Einsamkeit, daß ich's besitze.

Ein Stern leuchtet mir über meinem Haupte und
eine Strahlensonne; darum verließ ich die Menschen.

O mein Bruder, hast du je auf einem hohen Berge
gestanden des Morgens, wenn die Sonne aufgeht?
Hast du je dein Angesicht gen Osten gewandt, wenn
der glühende Morgenpurpur hinter den Bergen herauf-
steigt?

Wahrlich, Bruder, nach Osten mußt du blicken, denn
von dort her leuchtet die Morgensonne in ihrer jugend-
lichen Herrlichkeit!

Weit bin ich gewandert, durch unendliche Wälder,
schaurig gährende Schluchten, durch blühende Täler,
über hochaufragende Berggipfel, also, daß die Wolken
um meine zitternden Knöchel wallten.

Weit bin ich gewandert, und der Mond war meine
Leuchte zur Nacht und die Sterne.

In der siebenten Nacht aber gelangte ich an das
Meer. Weit ragte der schwarze Felsen hinaus in die
dunklen Fluten, der Felsen, der mich trug.

Ich ließ meinen Mantel flattern im kalten Nacht-
wind und richtete mich hoch auf, also daß der Frost
mir in die Gelenke kroch.

Das aber war der Frost der Einsamkeit. Zu meinen

Süße
spie
hinau
Da
naher
Se
Gewö
berüh
Lid
die fl
Ein
Felsen
müßt
aus,
O
von f
Ach
könnt
von d
daß d
schau
Ge
fort d
gehär
Schön
geister
Na
es kö
Na
göttlic

Süßen, tief, tief unter mir rauschte das Meer und spie seinen schäumenden Gischt an den schwarzen Felsen hinauf.

Dann aber erblaßte der Mond und floh vor der nahenden Sonne. In der Tiefe wurde es still.

Fern im Osten erglühten die Wolken; das dunkle Gewölbe über mir färbte sich, wie von Rosenhauch berührt, mit duftigem Morgengold.

Licht wurde es, und aus der feurigen Flut tauchte die flammende Sonne empor, groß, herrlich!

Eine Brücke von fließendem Golde führte von meinem Felsen hinüber zur glühenden Sonne. Mir war's, als müßt' ich hinübereilen, und ich breitete meine Arme aus, weit, weit, und ich jubelte auf!

O Sonne, o Sonne, die du aufgehst mit Flügeln von flammendem Golde, sei mir gegrüßt!

Ach, mein Bruder, daß du auch nach Osten blicken könntest! Daß dein sehnsuchtbrennendes Auge auch von der göttlichen Morgen Sonne verklärt würde! Ach, daß du auch die unbegreifliche Pracht und Herrlichkeit schauen könntest!

Gehe aus der Welt, wenn du sie sehen willst! Weit fort aus der Welt! Unter Schwungrädern und Eisengehämmer und dunstigem Sticksauche strahlt ihre Schönheit nicht! Fliehe die Possenreißer und Fliegengeister, die überall zu finden, aber nirgendwo nütze sind!

Nach Osten blicke! Nach Osten eile! Eile, denn es könnte bald zu spät sein!

Nach Osten eile, nach dem stillen Hügel, der einst göttliches Blut gesehen hat, heiliges Herzensblut!"

„Aber sag' mir doch, du Fremdling, warum lebst du in diesem großen Walde allein?“ spricht Heiner.

„Einst habe ich in heiliger Stunde mit der Welt gebrochen. Nun lebe ich für Gott allein!“

Heiner geht unbewußt neben dem Einsiedler her und sinnt, dieser aber führt ihn auf seine Waldhütte zu.

Plötzlich bleibt der Greis stehen — er lauscht.

„Hörtest du nichts?“ fragt er den Heiner.

„Nichts als den nächtlichen Eulenschrei!“

„Nein — ha! Da wieder! Bruder, was ist das?“

Nun hat es der Heiner auch vernommen. Eine röchelnde Klage zittert durch die Nacht wie die Stimme eines Sterbenden.

Die beiden Gefährten aber schreiten tiefer in den Wald, und die klagende Stimme wird deutlicher.

„Welch ein Mensch verirrte sich hier?“ ruft der Eremit in den Wald hinaus, und lauter scholl die Klage zurück:

„Helft mir, ihr lieben Leute! — Helft mir!“

Da machen sich beide auf; im dichten Gebüsch aber finden sie einen Mann. Er ist zu Tode ermattet und kann sich nicht vom Boden erheben.

„Sag', was ist's, Bruder?“ spricht der Greis.

„Räuber — ah — Mörder! — Ich — blute — noch!“

„Aber wo sind sie, die dich schlugen?“

Der Kranke zeigt mit der Hand in die Richtung des Waldweges, der in einiger Entfernung vorübergeht.

„Da! Dahin — — ins Dorf! — Helft mir doch — ihr lieben — Leute! — Helft mir — doch!“

„Ha!“ schreit Heiner auf, „das kommt mir recht! Die sollen uns eben nicht fort! — Auf, auf, alter Mann! Ihm soll zuerst geholfen werden.“

Sie tragen ihn fort, in den Wald hinein, immer weiter. Dort steht eine kümmerliche, niedrige Hütte; sie gehört dem Einsiedler.

„So, Bruder, hier wirst du vorerst bleiben; das ist meine Hütte. Nun aber laßt uns Gott danken!“

Der Eremit spricht ein langes Gebet; als er aber geendigt hat, ruft der Heiner:

„So, Leute, behüt' euch Gott! Er schenke dir, Bruder, deinen gesunden Leib wieder!“

Damit springt er davon und entschwindet in der Dunkelheit. — Es ist aber tiefe, schwarze, schweigende Mitternacht.

Intermezzo. / Das Blumenlied.

Sonntag ist's; da werden die Herzen froh und besonders die Kinderherzen.

Drinne, in Vater Heiners Stübchen, hockt ein Bub am Fenster und setzt vielerlei Klöße zusammen, große und kleine, also, daß eine stattliche Burg daraus entsteht. Aus einem großen, bunten Kasten sucht er Stück für Stück hervor und betrachtet, setzt und probiert, bis das Steinchen paßt.

Nun ist's fertig; stolz ragt der Burgturm aus dem kleineren Gebäudewirrwarr hervor. Der Bub klatscht in die Hände und jauchzt und lacht.

„Bald wird Vater Heiner kommen,“ denkt er in seinem Kinderherzen, „Vater Heiner muß auch meine Burg sehen!“

Er preßt sein stumpfes Näschen gegen die kleinen Fensterscheiben und lugt ins Freie hinaus.

Drauß auf dem grünen Anger hat der Wonnemond tausend bunte Blumen ausgestreut, rote und gelbe und blaue und weiße! Wie viele, wie viele! Ganz bunt sieht der Anger aus! Und der blaue Himmel strahlt herab, und die Sonne — ach, die Sonne scheint so schön, so schön!

Horch nur, wie die kleinen, lustigen Vöglein singen und zwitschern! Sie sind fröhlich, weil es Frühling geworden ist! Das hat der Vater Heiner oft gesagt: Wenn der Frühling ins Land zieht, dann muß man fröhlich sein und singen, wie die lieben Vöglein es auch tun! — Horch nur! — Horch!

Jetzt nicken die Blumen; das kommt, weil der Wind mit ihnen spielt! Auch die grünen Blätter bewegen sich im Lindenbaum, ganz leise — ganz leise.

Das hat der Vater Heiner auch oft gesagt, daß man acht geben müsse, wenn der Wind mit Blumen und Blättern spielt; dann flüstern und schwätzen sie, und man könne sie auch bisweilen verstehen, wenn man gut aufmerke und stille sei. Dann erzählen sie vom lieben Gott, so sagt Vater Heiner.

„Das haben Vater und Mutter mir niemals gesagt,“ denkt der Bub, „bei Vater Heiner ist’s doch schöner! Mutter soll auch herkommen.“

Ganz still ist’s im Hause; nur die alte, braune Uhr tickt gleichgültig ihren Ticktack.

Draußen im Dorf singen die Glocken; da faltet der Bub die kleinen, sauberen Händchen; denn so hat der Vater Heiner es ihn gelehrt und gesagt, wenn man die Glocken singen hört, muß man die Hände falten und beten.

„Lieber Gott, ich bin noch klein
Und mag gehen nicht allein.
Laß an deiner Hand mich gehen
Und nichts Böses mir geschehen!“

Da geht die Tür auf, und Vater Heiner kommt herein.

„O, Vater Heiner, schau'! Schau' nur, Vater Heiner, meine Burg!“ jauchzt der Bub und klatscht in die Hände.

Vater Heiner nimmt den Jungen und hebt ihn hoch empor, o, so hoch! Und dann lacht er auch.

„Das ist ein feines Haus, Fränzi! Darin wohnt wohl die kleine Märchenprinzessin vom Zwergenwalde, gelt?“

„Erzähle, Vater Heiner, vom Zwergenwalde und von dem kleinen Waldhüter mit dem weißen Bart und der langen Nase!“

„Ja, Fränzi! Aber schau nur da drauß, wie die Blumen auf dem grünen Anger Ringelreih tanzen! Wir wollen zu den Blumen gehn; die sollen das Märchen vom Zwergenwalde auch hören!“

„Aber wir wollen auch Ringelreih tanzen, Vater Heiner! Drauß auf dem Anger!“

Sie gehen hinaus, die beiden Spielgesellen; dort,

wo die Sonne so goldig scheint. O, wie jauchzt das kleine, frohe Kinderherz vor lauter Luft! Und der alte Heiner jauchzt auch mit und ist wieder Kind geworden. Da blickt er in den tiefen, blau-strahlenden Himmel hinauf, und ein herzsensinniges Jubellied klingt von seinen Lippen! — O, welche Seligkeit! — O Glück — o Sonnenschein!

Aber da kommen schon andere Geisterchen angesprungen. Nachbarskinder sind es aus dem Dorf. Sie haben den Vater Heiner gesehen, und der weiß immer so viele schöne Geschichtchen zu erzählen.

„Vater Heiner! Vater Heiner!“ so schreien sie voll überprudelnder Fröhlichkeit, „erzähl' uns, Vater Heiner, von dem Mann, der am Sonntag Reiser gelesen hat, und von dem Buben, der nicht in die Schule gehen wollte!“

„Ja, Kinder! Aber kommt ein Stücklein weiter! Dort hinten wachsen so viele bunte Blumen, die sollen auch zuhören!“

Nun laufen sie alle fort mit lautem, fröhlichem Jauchzen, dorthin, wo die vielen Blumen wachsen. Vater Heiner geht bedächtig nach.

Aber da springen schon zwei frisch-fröhliche Mädels zurück, dem Vater Heiner entgegen.

„O schau' nur, Vater Heiner!“ rufen sie, „schau' nur die vielen Pustebumen!“

„Ja, Kinder, das sind die kleinen Laternchen, die der Wonnemond bei hellem Tage angesteckt hat. Pflückt uns einmal solche Laternchen, eine ganze Menge!“

Jubelnd springen sie wieder davon, und eifrig pflücken alle Kinder Pustebumen, wie Vater Heiner

gesagt hat. Sie wissen es wohl: der Vater Heiner will etwas damit.

Endlich haben sie genug gepflückt, und in traulichem Kreise versammelt sich die kleine Schar um den lieben, alten Spielgesellen.

„Nun wollen wir goldene Kettchen mit silbernen Pünktlein machen“ sagt er, „dazu brauchen wir auch Gänseblümlein!“

Schnell sind eine ganze Anzahl silberweißer Blümchen gesammelt und hinzugetragen. Vater Heiner zeigt nun, wie man aus den hohlen Blumenstengeln der Pusteblumen Ringelketten macht und aus den Gänseblümchen silberne Pünktlein dareinslicht, und die Kinder suchen's ihm gleichzutun.

„Vater Heiner,“ sagt Fränzi, „was erzählen denn die Blumen? Wenn der Wind mit ihnen spielt und wir ganz stille sind, dann erzählen sie, hast du gesagt!“

„Ja, Kinderchen, die Blumen können auch erzählen und wer gut aufhorcht, der versteht sie!“

Vom lieben Gott erzählen sie alle und freuen sich, daß er sie so schön gemacht hat, und wie er sie alle so lieb hat! Das erzählen sie nun fort und fort und werden nicht müde dabei. Nun blühen sie immerfort und machen dem lieben Gott wieder Freude, weil sie so bescheiden und demütig sind und still und sanft. Seht nur, wie lieblich dort das Gänseblümlein aus dem grünen, dichten Grase hervorlugt, so still und bescheiden und doch so schön wie ein liebes Äuglein.

Und dann erzählen sie auch, wie der liebe Gott uns Menschen lieb hat, denn durch die vielen Blümlein

will er uns erfreuen und fröhlich machen, und wenn der Frühling mit all seinen Blumen und seiner lieben Sonne ins Tal kommt, dann sollen wir singen und jubeln. Grüßen will uns der liebe Gott durch die herrlichen Blümlein, und des sollen wir uns freuen und singen!"

Andächtig haben die Kinder gelauscht; aber nun sind die Kettchen fertig, und silberne Pünktlein sind darin. Die Mädchen setzen sich die Kränze auf das sonnige Haar und springen umher.

"Nun wollen wir Ringelreih tanzen," sagt Vater Heiner und nimmt sogleich zwei Buben bei der Hand.

"Ringelreih! Ringelreih!" jauchzen die Kinder und stellen sich im Kreise beieinander. Dann aber singen sie in lauter Herzensfröhlichkeit das Kränze-Tanzliedchen, das sie vom Vater Heiner gelernt haben:

„Wir winden uns ein Kränzelein!

Heidi, heidi, heida!

Wir tanzen uns ein Tänzelein!

Heidi, heidi, heida!

O Kränzelein, o Tänzelein!

Der Frühling kam ins Tal herein!

Wie schön ist die Welt und der Himmel so weit!

O Frühling, o Frühling, o wonnige Zeit!"

Welch eine Freude steht auf den kleinen, rotwangigen Kindergesichtern geschrieben! Wie tanzen und springen, wie jubeln und singen die kleinen Gäste!

"Gott," denkt der alte Vater Heiner, "Gott, erhalte ihnen die Freude!"

Fünfter Gesang. / Der Wald-Rudi beim Heiner.

„Wo ist der Bub? Er soll mir die Löffel und Siebe davontragen in die Stadt! — Wo ist der Bub?“

Das ist der Wald-Rudi, der beim Heiner ins stille, friedliche Häuslein tritt.

„Ich will ihn rufen,“ sagt Heiner, „aber komm nur erst ins Stübchen!“

„Es darf nicht lang sein, so muß ich fort!“

Aber der Heiner öffnet die Zimmertür, und der Rudi tritt ein. Drinnen auf dem Tisch steht ein Kirchlein, das Fränzi in seinem Baumeistereifer aus lauter Klößen sorgfältig errichtet hat.

„Schau, Rudi, das hat dein Bub gemacht!“ sagt Heiner und deutet mit der Hand auf das zierliche Kirchlein.

„Kinder und Kinderspiele! Sollen besser arbeiten lernen und Löffel schnitzen und Siebe flechten!“

„Nein, Rudi! Laß ihn nur! Das sind noch Spieljahre, und das ist Kinderrecht! Kinder müssen spiel lustig sein, so werden sie später arbeitslustig! — Und manches Mal packt der Fränzi auch jetzt schon wacker an, dem ‚Vater Heiner‘ zu helfen, wenn’s dem ein wenig sauer werden will, und das tut er ganz von selbst! — Aber, ich will ihn erst rufen gehen.“

Heiner geht aus dem Zimmer, und Rudi ist allein.

„Teufel,“ denkt er, „was ist’s in diesem Hause? Teufel, hier ist nicht deine Herberge!“

Aber die Sonne scheint hier durchs Fenster und spielt auf Tisch und Stühlen; das macht die Wände lachen! — Ist mir's nicht, als ob sie mich anlächeln, diese Wände? — Mich, mich wollen sie anlächeln! Aber sie werden mich nicht zum Lachen bringen, mich nicht! Hart ist mein Innerstes und Stein und spröder Fels! Finster ist es in mir, und die Sonne soll mir nicht hereinscheinen!

Wie? Frieden und Freude will sie in meine Seele hineinlügen, diese Sonne! Aber schwarze Nacht ist meine Seele und nächtlicher Abgrund! Dahinein stiehlt sich kein Sonnenstrahl!"

So denkt der Rudi; aber sein Blick schweift suchend und verstört an den Wänden umher und bleibt an einer geschnitzten und bemalten Tafel hängen. Er starrt lange auf die goldblinkenden Lettern; dann aber bewegt er die harten Lippen und flüstert die geschriebenen Worte nach:

„Wo — willst du — die Ewigkeit — zubringen!"

„Nein!" spricht der Rudi für sich, „nein, die Welt ist von gestern und heute, von morgen und übermorgen! Und was heute ist, wird morgen nicht sein! Alles stirbt, alles geht unter; das ist der Weltlauf und der Weltlauf aller Dinge, und was tot ist, wird nicht wiederkommen in irgendeiner Welt. Also werde auch ich tot sein und nicht wiederkehren in irgendeiner Welt, und also wird — wird auch — — er — —

Nein, hinweg, Gedankenscheusal! Taucht die Grimasse schon wieder auf aus dumpfiger Moderluft? Hinweg! — Ich bin kein — kein — — Mörder!"

Da erschrickt der Rudi vor dem Hall seiner Stimme, und er blickt scheu um sich; aber er gewahrt niemanden; also wird sein Geist stille.

Aber von neuem und immer wieder huscht ihm das Wort an den Augen vorüber wie eine graue Ratte:

„Wo willst du die Ewigkeit zubringen?“

Der Rudi fühlt unirdische Gewalten an seiner Seele reißen.

„Wenn es nun doch so wäre?“ flüstert er, „wenn's nun doch so wäre mit der Ewigkeit? — Was dann? — Aber nein! nein! Es gibt keine Ewigkeit!“

Aber da kommt schon der Heiner zurück.

„Der Fränzi ist bei Marthe; sie werden sogleich kommen,“ sagt er. Nun aber merkt er, daß dem Rudi nicht ganz wohl sein müsse, und daß ihm eine große Last auf der Seele liege und eine schwarze Wolke an seinem Horizonte dahindrohe, und darum will er sein Trostbringer und Last-Abnehmer und Gottesgruß sein, denn der Heiner liebt nicht gedrückte Herzen und Leidensgesichter in seinem Hause. Darum tritt er voll brüderlichen Vertrauens auf den Rudi zu.

„Rudi, ich sehe eine schwere Last auf deinen Schultern und eine trübe Wetter- und Unwetterwolke in deinen Augen!“

„Geh!“ sagt der Rudi, „es ist nichts! Aber ich muß fort, denn ich habe zu schaffen und nicht müßig zu plaudern!“

„Nein, Rudi! Ich will, daß man fröhlich aus meiner Hütte fortgehe, und deine Last kannst du mir nicht mit solchen Worten hinwegschwätzen. Bleib aber eine

Weile, so wollen wir alles düstere Gewölk von deinem Herzen singen, und wir wollen miteinander fröhlich sein und guter Dinge!"

Fröhlich sein und guter Dinge? — Ja, das ist es, was der Rudi auch seiner Seele wünscht, und die Rede verlockt ihn, noch ein Weilchen zu bleiben.

„Aber nicht zu lang!“ spricht der Rudi.

Da aber kommt Marthe mit dem Buben zur Tür herein.

„Grüß Gott, Rudi!“ sagt Marthe mit großer Freundlichkeit, „da schau! Hier ist dein Bub! Und fein herausgeputzt, nicht wahr? Ja, wenn der Vater kommt, so ist's ein halber Festtag! Wollt', Rudi, du kämest öfter bei uns ein!“

„Wollt's wohl gern, aber ich hab' zu schaffen daheim!“

Fränzi blickt den Vater an, scheu und bang, als ob er nichts Gutes ahne.

„Wirst mir die Löffel in die Stadt tragen, Bub, und ein wenig hurtig!“

Der Knabe schmiegt sich an Frau Marthe, denn er fürchtet sich vor des Vaters Blicken.

„Aber vorerst“, fällt der Heiner ein, „wollen wir miteinander fröhlich sein und unsere Stirnfalten hinweg-singen! Denn wir haben allen Grund, fröhlich zu sein. 's war auch einer, der den Menschen die Lasten abnahm, und das hat mit seinem Blute bezahlt. ‚Kommt her zu mir alle,‘ hat er gesagt, ‚die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken!‘ Und wer hätte nicht sein gut Bündel Mühseligkeit und Sorgen und Lasten vom Frühlicht des Morgens

bis hin an den Ruhestücken Abend zu schleppen? Und gar mancher ist, der seine Bürde auch noch des Nachts nicht von den krummen Schultern werfen kann! Aber man muß sich das drückende Bündel immer wieder herunterbeten, so wird man's los und der Last ledig.

Sieh, Rudi, so haben wir's auch gemacht, mein Weib und ich, und sind fröhlich dabei geworden, und unserm Herzen ist's leicht und licht, und warmer Frühlingssonnenschein ist's in unserer Hütte. Da wird die harte, spröde Eiskruste weich und flieht davon, und die himmelblauen Blumen können wachsen und blühen!

Und wegsingen muß man sich das Sorgenbündel! Ich sag' dir, Rudi, es ist ein eigen Ding mit dem Singen.

Wenn der Frühling kommt, singen die Vögel; das ist eine alte Wahrheit, und doch ist sie mit jedem Jahre wieder neu, und wenn die Vögel singen, so ist's ein Zeichen, daß sie lustig sind; denn wer fröhlich ist, muß singen! Das ist auch eine alte Wahrheit, und wer's kann und dazu loben und danken, den läßt das Glück nicht lang warten!"

Solches redet der Heiner und legt seinen Arm um Marthes Schulter; der Rudi aber sitzt mit gesenktem Haupt und tief in Gedanken versunken und — schweigt.

„So singen und jubeln wir uns in den Himmel hinein,“ fährt Heiner fort, „und dann, Marthe, dann stehen wir auch einmal so, Hand in Hand vor Gott, und das wird noch viel schöner sein als dereinst in den Wonnetagen unsrer ersten Liebe, da wir miteinander am Waldhang saßen und die ganze Welt um uns her vergessen konnten; — weißt noch, Marthe?“

„Und du vorsangst und mich küßtest und wir dann so glücklich waren; ja, Heiner, und nun ist's doch auch so schön!“

„Was war's doch, das ich sang, Marthe?“

„Du konntest so viele Psalmen auswendig, und du sangst zu deiner Harfe, wie's dir gerade aus dem Herzen kam. ‚Wie lieblich sind deine Wohnungen,‘ sangst du, und das war das erste, das du mir vorsangst, drauß, am Glockenberge. Ich vergess' es meiner Tage nicht! Es war so schön, so schön!“

Der alte Heiner küßt Marthe, und es ist, als hätten sie einander erst recht liebgewonnen, wie damals in seliger Jugendzeit.

Der Rudi sitzt noch immer dort, stumm, in sich gebückt und gebeugt, und heimlich — daß es ja niemand sähe — trocknet er eine stille Träne aus seinem wetterbraunen Gesicht.

Fränzi sieht am kleinen Hausaltare, in der Ecke des Zimmers, die alte, vertraute Harfe stehen und fährt sacht mit der Hand über die Saiten, daß es leise klingt.

„Wollen wir nicht singen?“ sagt er. „Singe doch, Vater Heiner!“

Da nimmt der Heiner die Harfe. Wie schön perlen die gebrochenen Akkorde hervor! Es ist, als fülle sich das Zimmer mit tausend jubelnden Engeln. Die Hände rauschen durch die klingenden Saiten; da schwellen die Töne wie ein mächtiger Strom! — Nun ist's wieder leise, bebend, voll tiefer, unsaßbarer Sehnsucht.

Sanft und rein klingt Heiners Stimme durch das goldig-perlende Akkordspiel. Er singt aber diese Worte:

„Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!
Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott! —

Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar!

Wie lieblich, wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!“ —

Lange noch hallen die Saiten, wie in tiefer Sehnsucht; leise zittern sie, den letzten, wehmütigen Akkord verlassend.

Da aber steht der Rudi auf, und lange blickt er auf Heiner. Seine Lippen hat er zusammengepreßt, und ein herber, bitterer Zug spielt um seinen Mund. Eine große Verzweiflung kommt über seine Seele, und eine laute, erschütternde Klage bricht aus seiner Brust.

„Ich — ich kann nicht! Wehe! Laßt mich hinweg, ihr Menschen! Laßt mich fort! — Fort in Nacht und — und Tod! Nacht, Nacht ist es — schrecklich — düster! O, so schwarz! Heiner, Heiner! Laß mich hinaus!“

Da nimmt ihn der Heiner bei der Hand und sagt in großer, sanftmütiger Liebe:

„Bruder! Mein Bruder —“

Da fährt der Rudi schrecklich auf:

„Ich — dein Bruder?! Nimmermehr! Du darfst mich nicht Bruder heißen! Du würdest deine Seele vergiften! — Hinweg! Jagt mich in die Nacht hinaus, wo sie am schwärzesten ist!“ —

Er ballt seine Hände fürchterlich zusammen und preßt sie gegen die Augen; Fränzi flieht erschreckt zu der heftig ergriffenen Marthe.

„Rudi,“ sagt der Heiner, „Rudi, komm, wir wollen miteinander beten!“

Rudi aber reißt die Hände von den Augen und schreit:

„Hinweg! Laßt mich hinaus!“

So stürzt er wild aus der Thür und schlägt sie mit großer Gewalt ins Schloß.

Drinne aber sinken drei Menschen betend auf die Knie.

Sechster Gesang. / Das Todeslied.

Die gelben Blätter fallen von den Bäumen, sacht, taumelnd; Spielgesellen sind sie den kalten, rauhen Winden.

Schwere, düstere Wolken hängen vom Himmel nieder, und auch über den dunklen Bergwäldern lastet eine harrende Schwermut.

In den Tälern und Gründen und über den Bächlein wallen dicke, graue Nebel und winden sich wie sagen-gewobene Schleier herauf und hinab.

Stiller fließt das Bächlein und trüber; die fröhlichen Lieder der kleinen Waldsänger sind verstummt; die tausend lieblichen, nickenden Blumen auf Angern und Auen sind nicht mehr, und der entblätterte Rosenstamm zittert im bangen Wehen.

Kälter wehen die Winde von den Bergen, und die Sonne scheint nicht mehr; so ist der Herbst ins Land gekommen.

Rings ist es still und einsam; nur der Rabe krächzt über die gelben Stoppeln dahin, und die grauen Sperlinge zanken miteinander auf Wegen und in Hecken.

All des Sommers reiche Pracht ist vergangen, und sein heiteres Glück ist dahin; keine hoffnungsvollen, fröhlichen Lieder klingen im Tal und auf den Höhen; kahl steht der Wald und versonnen in seinem braunroten Kleide.

So ist das fröhliche Blühen und Prangen dahingeschwunden und all das Singen und Klingen, und das Leben ist vergangen; hoffnungslose, schweigende Grabesruhe deckt die Gefilde und webt eisgraue, glitzernde Marienfädchen in den fröstelnden Zweigen. — Das ist der Herbst mit seinem Todesbängen und Todesschauern.

Wie finster der Hochwald droben im Gebirge harrt! In abgrundtiefes Schweigen ist er gesunken, und wie in bängen Träumen lauscht die Herbstesschwermet im Geäste.

Ashgraue Dämmerung schleicht durch die Wipfel dahin, leise, leise — und der Tod geht durch den Wald.

Schon ist der Mond aufgegangen und träumt hinter den Zweigen; sein fahles, kaltes Licht flutet in den Wipfeln; aber immer wieder verdüstern schwarze Schattenwolken seinen Blick.

Droben, wo der Wald an der steilen, gährenden Felschlucht sich hinzieht, stehen zwei Männer in schauerlicher Einsamkeit und langem, tiefem Schweigen. Sie blicken in den schwarzen Abgrund und wieder hinüber nach der grauen Bergwand, darüber der Mond hinschleicht, scheu, geisterhaft.

Einer der beiden Männer tritt nahe an den Felsenrand, und langsam reckt er die Arme empor; sein bleiches Antlitz richtet sich gen Himmel.

Da bricht ein langer, felsdurchdringender Schmerzensschrei und Weheruf aus seinem Munde, daß die schlummernden Berge es tausendfältig widerhallen.

Und wieder ist es totenstill umher. In der Tiefe aber wallen und winden die fahlgrauen Nebel wie nächtlicher Geisterhauch des Abgrunds, und die Felsen richten sich aufhorchend empor wie drohende Riesen.

Unbeweglich steht der Mann auf dem schwach vorspringenden Felsen über der Schlucht. Da erhebt er seine Stimme wieder; und schauerlich klingt es durch die Nacht:

„O Welt! — O Tod! — O Untergang!“

„Untergang!“ rufen die Berge zurück. — —

„Ein leeres Nichts ist das Leben und vergänglich und sinkt ins Grab!“

„Ins Grab!“ rufen die Berge zurück. — —

„Ein Mensch zog aus und suchte den Frieden und das Glück; aber ein leeres Nichts war sein Leben! Was aber ist nun seine Erlösung? Ist es nicht der Tod?“

„Der Tod!“ rufen die Berge zurück.



Lange noch klingt der Ruf nach; dann aber ist es wieder tiefe, tiefe Stille.

Starr und unbeweglich harret der Begleiter des rätselhaften Mannes, mit verhülltem Antlitz und abgewandt.

Nun aber blickt er auf und ruft mit gedämpfter Stimme:

„Rudi! Kehre zurück!“ —

Aber der Mann achtet nicht der Worte.

„Rudi!“ klingt es wieder, nun lauter denn zuvor, „kehre zurück! — Es gibt eine Erlösung für deine Seele!“

Da aber wendet sich der Rudi — langsam, läßt die Arme sinken und das Haupt und geht wenige Schritte vom Felsvorsprung zurück.

„Für meine Seele, Heiner?“ sagt er mit ernster, feierlicher Stimme. „Nein! Nein! Meine Seele ist schwarz wie diese Nacht und tief wie dieser Abgrund! Nein, es ist keine Erlösung denn der Tod. — Leb' wohl, Heiner! Noch einmal will ich reden mit der Welt und den nächtlichen Bergen, und dann — — — leb' wohl, Heiner!“

Wieder tritt der Rudi über die Abgründtiefe, und wieder hebt er im blassen Mondlicht — langsam, ganz langsam die Arme empor, das bleiche Antlitz gen Himmel gerichtet.

Da hallt es wieder aus seinem Munde:

„O Welt! — O Tod! — O Untergang!“

Die Berge aber rufen: „Untergang!“

„Einst hast du mich angelächelt, o Leben, und ge-

tanzst um meine Seele! Aber war nicht dein Lachen
und Tanzen eine kalte Lüge?"

„Kalte Lüge!“ rufen die Berge wider.

„Einst strahltest du mich an, o Leben, und tanztest
um meine Seele! Nun aber tanzt meine Seele um
dich, wie der Schlaf tanzt auf müden Augen! Einst
hast du mich umfassen, o Leben, mit Rosenarmen,
und ich lag beglückt an deinen Brüsten; aber eitel
Lüge war dein Balsam und dein Dufthauch, und deine
Liebe — war sie nicht ein leeres Nichts?"

„Leeres Nichts!“ schallt es in den Bergen wider.

„Meine Seele aber schreit nach Erlösung und tiefem
Schlaf, daß Friede werde um meinen Unfrieden!
Müde ward ich des Kampfes und Tanzens, und mein
Fuß ist matt geworden;

Müde ward ich des Suchens und des Zweifels!
Nun sehnt sich meine Seele nach Frieden und tiefem
Schlaf. Aber in eurem Nachtschoße, ihr Gründe und
Abgründe, — ist Ruhe!"

Aus den Felschluchten aber klingt es herauf:
— — „Ist Ruhe!"

„So will ich mich betten in deine Ruhe, du Ab-
grund, und in deinen Ewigkeitsschlaf! Eine große,
kalte Lüge war mein Leben und das Lied eines großen
Wahns. Aus dem Nichts kam meine Seele, und
wieder muß ich zurück in das Nichts! Aber noch
will ich sein das Lied im Munde der Liebe, und mein
Herz jauchzt dir zu, o Vergänglichkeit! Und meine
Lippen jubeln dir, o ewige Vergänglichkeit!"

„Vergänglichkeit!“ rufen die Berge zurück.

„Herbst ist es geworden! Da fallen die Blätter von den Bäumen, und gar einsam wird es in den Bergen.

Auch meine Seele ist ein taumelndes Blatt und des Sommers überdrüssig; nun sehnt sie sich nach Einsamkeit! Aber noch jubelt sie dir zu, o ewige Vergänglichkeit! Du ewiges Nichts! Und dir, du Abgrund, jauchzt meine Seele und ruft dir zu: „Komm! — Komm!“

Aber der Abgrund lockt herauf: „Komm! — Komm!“

Da ertönt ein düsteres Rauschen im Walde wie ein Sturmwind, und die hohen, schwankenden Bäume knarren mit den Ästen.

Schwarze, wetterschwangere Wolken verschlingen den Mond, also daß der Himmel sich verfinstert, und tiefer wird die Nacht.

Der Heiner tritt einige Schritte vorwärts bis an den Felsvorsprung, und sein Auge blickt wild und voll Todesangst. Da aber streckt er seine Arme aus nach dem Rudi und greift den Saum seines Mantels. Wild reißt er den Mann zurück.

„Mensch!“ ruft der Heiner, „du wirst nicht! Du hast kein Recht dazu! Rudi! Rudi! Mein Bruder!“

Ernst blickt Rudi den Heiner an. Dann sagt er langsam und mit feierlicher Stimme:

„Welcher Geist redet aus dir? — Weißt du nicht, daß keine Rettung ist? O, daß du es wüßtest! Aber ich muß schweigen! Ach, mitnehmen wollte ich mein Geheimnis in den Tod! Du aber hast mich aus seinen kalten Armen gerissen! — Weißt du nicht, daß kein Erlöser ist denn der Tod?“

„Bruder!“ sagt Heiner, „mein Bruder, deine Seele ist nicht so schwarz, daß der Mann von Golgatha nicht Tag bringen könnte und hellstrahlenden Mittag! Deine Sündennacht ist nicht so tief, daß er sie nicht fassen könnte und zum Morgen wenden!“

„Nimmermehr! Der Abgrund ist zu tief! Wehe! Wehe! Warum ließeſt du mich nicht dem ewigen Tode! Nun ist es wieder Nacht um mich, und tiefer ist diese Nacht denn je zuvor! Wehe, Bruder! Warum ließeſt du nicht meine Seele dem ewigen Tode! Warum rißeſt du mich zurück von der Schwelle des ewigen Nichts!“

„Damit dir Frist werde, Beten zu lernen! Ich ſage dir, es iſt keiner, der zu ſchwarz wäre, keiner, dem er nicht helfen könnte!“

„Ich aber ſage dir, es iſt kein Gott! Es iſt keiner, iſt auch kein Erlöſer denn der Tod!“

„Wenn er nicht wäre, o mein Bruder, es würden deine Sünden dich nicht quälen und deine Taten nicht deiner Seele fluchen!“

„Nein, nein!“ ſchreit der Rudi, „es iſt kein Gott und iſt auch kein Gutes oder Böſes! Aber eine Glückſeligkeit iſt, die da harret meiner Seele, das iſt das ewige Nichts!“

Da ſchweigt der Rudi, und ſein Auge blickt ſtarr und mit kaltem Glanz in die Nacht hinaus. Dann aber breitet er ſeine Arme weit aus und ruft alſo in den Wald:

„Nun haſt du mich wieder, du Erde! Wehe! — Nun gib! — Nun gib mir meine Jugend wieder und

meine Unschuld! — Aber du bist hart und grausam und unerbittlich! Nimmer gibst du wieder, was du nimmst, und allem Glück bereitest du ein Grab! — Also höre ich die Todesflügel rauschen auf allen Höhen und in allen Gründen! Wehe! — Wehe! — Erde, du hast mich wieder!"

Also hallen die Worte durch den nächtlichen Wald.

Da aber scheint der Mond wieder durch das Nachtwölke, und sein bleiches Licht erhellt den Wald.

"Laß uns beten! Bruder, laß uns beten!" sagt Heiner, und seine Stimme klingt bebend.

"Ich kann nicht beten! — Laß mich, Heiner! Ich habe ein Geheimnis, das verstopft mir den Mund! Es ist auch kein Gott! —"

"So sage dein Geheimnis dem ewigen Gott; denn er ist barmherzig, daß er uns die Sünden vergibt!"

"Geh, Bruder! — Ich — kann nicht beten!"

"So will ich es tun — und für dich will ich mit beten!"

Also sinkt der Heiner auf die Knie. Rudi aber steht unbeweglich, finster, abgewandt, und sein Arm deckt ihm die Augen.

Es ist aber tiefe, tiefe Nacht.

Siebenter Gesang. / Der Weheruf.

Danach aber gehen sie tiefer in den Wald, um auf den richtigen Weg zu kommen; denn sie wollen zurück in das Dorf.

Wieder ziehen schwarze Wolken über den Wipfeln dahin, und der Mond verdüstert sich, also daß die beiden Wanderer den Weg verfehlen und immer tiefer in den Wald kommen.

Das dürre Laub rauscht zu ihren Füßen; die gefallenen Reiser brechen, und im Geäste scheucht der Nachtwind vorüber.

Plötzlich aber ruft eine Stimme aus der Waldes-tiefe; das ist die Stimme eines Menschen.

„Halt! Wer ist's, der da kommt?“

Heiner und Rudi stehen wie festgebannt; eine Weile herrscht tiefe Stille.

„Zwei nächtliche Wanderer!“ ruft der Heiner dann zurück. „Aber ich denke, wir sollten uns kennen! Du bist der Alte vom Berge, der Einsiedler von ehemals, und mich nennt man den Vater Heiner!“

„So komm herbei! Wir kennen uns!“

Da geht der Heiner hinzu, und Rudi folgt ihm.

„Wir sind zu weit geraten, Rudi! Aber komm nur erst! Wir können zur Nacht bleiben.“

„Du hast Gesellschaft, Vater Heiner! Sag', wen bringst du?“

„Es ist der Rudi Turner aus dem nächsten Dorf im Weidbachtal. Ein Einsamer ist er, der den Tod suchte und die Erde wiederfand! — Aber wir haben uns verirrt und sind vom Wege abgekommen!“

Da steht der Eremit vor seiner Hütte und richtet sich hoch empor.

„So grüße ich den Einsamen, und ewiger Friede sei über seinem Haupte!“

Wie liebe ich sie, diese Einsamen! — Und warum sollte ich sie nicht lieben? Liebt doch der Mensch immer den am meisten, der mit ihm auf der gleichen Woge des Schicksals schwimmt!

„Halt ein, Alter!“ schreit der Rudi, „dein Pfeil hat ein falsches Ziel getroffen!“

„Nein, Freund, sondern ich liebe, die der Welt und der wilden Horden in der Welt und des Sumpfes in der Welt überdrüssig sind! —“

„Rede, seltsamer Mann!“ sagt der Rudi.

„Ich grüße euch, ihr Alleinen,“ fährt der Alte fort, „und heiße euch meine Brüder! — Ich grüße euch, die ihr, dem Adler gleich, der einsam über der Erde in den Wolken kreist, über dem Ozean Welt einherschwebt!“

Das sind die Glücklichen, die mit sich selbst eins sind und mit Gott eins sind!

Das sind die Glücklichen, die mit der Welt uneins sind und mit den Kindern dieser Welt!“

Da aber spricht der Rudi:

„Sei du glücklich mit deinem Gott; ich will's mit meinem sein!“

„Welches ist aber dein Gott, o Fremdling?“

„Tod und Untergang und ewiges Nichts heißt sein Name!“

„So höre nun diese Worte:

Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein Name unter dem Himmel, darinnen wir können selig werden; außer ihm aber ist niemand, der da sagen könnte, wie er gesagt hat: „Ich gebe euch das ewige Leben!“

„Aber es gibt keine Ewigkeit denn das ewige Nichts!“

„Ja, Bruder! Ist nicht das Vergängliche ein Fingerzeig und Wegweiser auf das Unvergängliche? Bürger nicht bist du auf dieser Erde, ein Bürger nicht; ein Fremdling unter Fremden, ein Suchender unter Suchenden und ein Pilger, der seine Heimat sucht und den ewigen Frieden.“

O, du mein Freund, trachtest du nach dem, das im Himmel ist? Siehst du die zukünftige Stadt? Dann will ich dich Bruder heißen, denn wir sind Gefährten der Reise!

Fremdling, eine Frage werfe ich in die Wagschale deines Schicksals, und tausend Welten sollen ihr Gewicht nicht aufwiegen!

Höre meine Worte und merke auf!

— Wo willst du die Ewigkeit zubringen?“

Da fährt der Rudi schrecklich zusammen.

„Haha! — Die Geister haben einen Bund gemacht wider meine Seele!

Die Geister haben sich verschworen, meine Seele zu vernichten! — Nein, es ist keine Ewigkeit — es soll keine Ewigkeit sein!“

Der Schall seiner Stimme aber klingt schauerlich in den Wipfeln wider.

Da tritt aus der Hütte des Einsiedlers eine Gestalt hervor und nähert sich den Redenden.

„Ha!“ ruft der Heiner, „du bist nicht alleine, Alter!“

„Wohl! Du solltest ihn aber kennen, Vater Heiner! Er hat dem Tode auch einmal ins Aug' geschaut, und nun ist er ein Genesender und mein Gast!“

Da aber scheint der Mond mit großer Helligkeit durch die Wipfel, also, daß man des Fremden Antlich deutlich wahrnehmen kann.

Der Rudi aber wankt und stürzt zu Boden, und ein schrecklicher Schrei bricht aus seiner Brust.

„Wehe! Wehe über mir! Meine nächtlichen Träume sind lebendig geworden! Wehe! Die Erde gab ihre Toten wieder! Die Toten sind erwacht! Die Toten sind erwacht!

Ihr Berge, fallt über mich! Ihr Abgründe, tut euch auf! Ihr Felschluchten, verschlinget mich! Wehe! Die Toten sind erwacht!

Toter, gib mir den Dolchstich zurück! — Zurück in mein Herz, tief, tief!

Ich bin rasend, und der Wahnsinn kam über mich! Aber im Wahn flehe ich noch um Erbarmen.

Seht mich nicht an, ihr Unmenschen! — Da! Seht ihr nicht die scharfe Klinge blicken, die ich schleuderte? —

Toter, gib mir den Dolchstich zurück!“

Die drei Männer aber harren in tiefem, ehrfurchtsvollem Schauern.

„Gottes Gerichte sind gerecht!“ sagt der Heiner mit leiser Stimme.

Der Eremit aber hebt seine Stimme auf und ruft:

„O ihr Unverständigen und Blinden, ihr Verlassenen und Sehnsüchtigen! Seht ihr nicht die ewige Gnade, die über eurem Haupte ist?

Bis in die tiefsten Schlünde und Nacht-Abgründe reicht die große Liebe, die da versöhnet mit Gott!

Wehe aber! Sie wollen nicht, und gierige Hände

strecken sich aus nach den Erretteten, aber sie haben keine Gewalt über ihn!

Geister zerren auch an meiner Seele! Das sind die Geister der ewigen Nacht; — aber sie haben keine Gewalt über den Erlösten!

Der Glammenhauch ihres Mundes will unser Herz vergiften, ob wir gleich stehen in ewigem Lichte; aber er hat keine Gewalt über uns!

Aber die Gerechten sehnen sich nach dem Herrn und den Vorhöfen des Herrn. Weit über der Erde und dem Trachten der Welt ist ihre Seligkeit! — Das aber ist die Gewißheit der Vergebung und der himmlischen Hoffnung!

Wehe, wehe über die Verlorenen! Wehe über die großen Glückssucher, die in Weingängen und Laubgehängen dahinwandeln!

Wehe über die großen Zweifelnden und Verzweifelnden! Vorbote ist die Verzweiflung und Vorläufer des ewigen Todes!

Geister zerren an meiner Seele und locken mich hinaus in schwarze, schattendunkle Taumelnächte; aber sie haben keine Gewalt über mich!

Aber mein Auge schaut die selige Ewigkeit und ewige Seligkeit! In die Sonne blickt mein Auge und die Purpur-Morgenröte der ewigen Herrlichkeit!

Meine Ohren hören die ewigen Brunnen rauschen und die sprudelnden Gewässer des Himmels; Engestimmen hören meine Ohren und liebliche Lieder der himmlischen Chöre!

Preis und Anbetung! Preis und Anbetung! Meine Seele verlangt nach den ewigen Höhen!"

Da aber fährt der Rudi wild auf, und seine Hand greift in den Bart des Alten.

„Lügner!“ schreit er, „was redest du mir von Vergabung und Hoffnung und ewigen Höhen! Ein trunkenes Lied ist deine Lehre und ein Mitternachts-Wahnsinn! Es ist keine ewige Seligkeit denn der Tod und das ewige Nichts!

O, meine Seele schreit nach Tod und Untergang!

Warum doch risset ihr mich von der Schwelle des Abgrunds! — O laßt mich zurück! — Aber — ha! Die Erde hat mich wieder! Die Erde gab ihre Toten heraus!“

Der Rudi wendet sein entstelltes Antlitz ab, und seine Hände bedecken seine Augen. So ist es denn eine Weile ganz still; nur der Nachtwind rauscht in den dünnen Blättern.

Der Greis aber sinkt in die Knie und streckt seine blassen Arme gen Himmel, als ob er bete. Schweigend und erschüttert harren der Heiner und der Fremde, der des Einsiedlers Gast ist.

Es ist aber tiefe, tiefe Mitternacht.

Achter Gesang. / Das Mitternachtslied.

Lange steht der Rudi abseits, schweigend, mit verhülltem Gesicht.

Da aber gerät der Eremit in große Verzückung und hebt an, ein Lied zu singen der tiefsten Mitternacht.

Er singt aber also:

„Hohl und düster
Hängt die Nacht
Über mir her!
Mitternacht ist es,
Tiefe, schwarze,
Undurchdringliche
Schweige-Mitternacht!
Sie schlafen alle,
Die Waldjäger
Und Wildfänger
Und Heulekazen
Und Wald-Brülltiere.
Stumm ist die Mitternacht,
Abgrundschweigend.
Hinter den Zweigen lauscht der Mond,
Der todblass, schweigende Träumer;
Tausend und tausend Blitze-Sterne
Wimmeln darüber her
Und — schweigen.
Aber die Eulen,
Die Nacht- und Mitternachtschwärmer,
Sie schluchzen und gurgeln
Hin durch die Finsternis;
Unhörbar wehen die Seidenflügel
Dahin in die schaurigen,
Gähnenden, hohlen
Dunkeltiefen.
Nachtgesindel!
Diebe sind sie

Und Hinterlist-Träufler!
Nacht verschlingt sie,
Die Blutschnäbel,
Die der Tag nicht will —
Sie werden wach
Um Mitternacht! —
Für Raublustgesindel
 Und Mitternachtschwärmer
Schlug die schwarze Stunde. —

Ich wache — ha! —
Wache noch! — Weh' mir! —
Aber da lieg' ich,
Hingeschlagen,
Kämpfend, ringend, würgend —
So schreie doch, Seele!
Du willst nicht schreien?
Kannst nicht? — Ha!
Kalt fährt der Nordsturm
Hin durch die Wipfel,
Preßt deinen Herzensschrei
In dich zurück!
Er fährt dahin
Durch die Mitternacht,
Fährt dahin und rauscht,
Hohl und düster,
Mit Geisterhauch, ohne Stimme —
Fröstelnd bebt das Geäste.

Ich wache, wache! — Haha!
Ich lache, spotte der Mitternacht!

Geister zerren an meiner Seele;
In die Tiefe locken mich
Tausend Röchelstimmen,
In gähnende, schwarze Taumeltiefen;
Hinauf ziehen mich
Tausend blitzende Sunkelaugen —
Aber da lieg' ich,
Hingeschlagen,
Kämpfend, ringend, würgend! —
In die Tiefe,
Geister des Abgrunds!
Hinweg! — Hinweg!
Euch will ich folgen,
Ihr tausend blitzenden Sunkelaugen!
Meine Seele fliegt euch zu,
Ihr Sterne der Nacht,
Hinauf — hinauf! — Ewig, ewig weit! —

Die Felsen weichen,
Bäume schwinden —
Empor schwingt sich meine Seele
In lichttrunkene Mitternachts Höhen.
Eisfrost schneidet die Glieder,
Das Herz ab!
Frei schwebt meine Seele
Hinauf zu den Mitternacht-Sternen!

Da liegt die Erde unter mir,
Ein schwarzer Ball,
Ungestalt,
Von Millionen

Ehernen Fesselringen umgürtet,
Taumelnd, rauchend,
Wühlend noch in den Fesseln!
Das ist — die Welt!
Weg, Auge, wende dich ab!
Wende dich ab
Von dem Scheusal „Welt“,
Diesem Gefindel-Schlupfwinkel,
Dieser Pöbel-Nachtöhle!
Weg, Auge! Wende dich ab!

Warmer Sonnen-Lichthauch
Umweht mich;
Hell wird's um mich her, —
Licht — Licht —
Flammenflutendes Feuergold!
Ewigkeitsduft umweht mich,
Süßer, erquickender Friedensodem. —
Ich höre Geigen rauschen,
Wundersam — über den Sternen,
Weit — weit! —
Goldene Harfentöne
Dringen an mein Ohr
Und himmlische Lobgesänge
Von ungezählten Millionen
Seligen Engeln! —

Weiter schwebt meine Seele,
Weiter, immer weiter,
Hoch über Mitternachtsternen,
Tief, tief in den Licht-Abgrund. —

Reiner geht hier die Luft,
Frischer und gesundheitredend;
Himmel ist um mich her, lauter Himmel;
Lobjubel und Hosannah-Tauchzen erklingt
In ewig reinen Höhen.
Hoch über Menschen
Wandelt mein Fuß,
Hoch über Erde und Welt und Menschheit!
Wie Giftwürme kriechen sie unter mir,
Alle die Unseligen;
Dicke, schwere Wolken
Wälzen sich herauf
Aus Mitternachtstiefen.
Ein Schwefel-Stickdunst
Quillt herauf
Und vergiftet noch
Die sonnenlichthellen Sphären
Der Himmelsnähe —
Nun fährt er mich an — ha! —
Unter mir gähnt ein schwindlichter Abgrund —
Ich taumle — wanke,
Schwinde hin am Rande des Abgrunds —
Ich stürze — stürze hinab! —
Falle tief, tief — unendlich grausam!
Hinab in schwindlichte Tiefen,
Zurück zur Natur,
Zurück zum Tier! —
Wahnsinn faßt mich an,
Kalt, schaurig, gräßlich! — —
Dunkel wird's um mich her,

Schauerliche Mitternacht!
Zuviel schon trank ich
Vom Weine unendlicher Ewigkeit —
Nun bin ich trunken
Von süßen Friedenstrauben; —
Ich stürze, falle hinab
In tiefe, tiefe Mitternacht!
Wehe! Wehe!
Wahnsinn kam mir wie ein Räuber
Und fraß meine Gedanken;
Nun stürze ich sinnenlos hinab!
Haha! — Ich wache,
Wache noch,
Und — es ist Mitternacht! — —

Aber da lieg' ich,
Hingeschlagen,
Kämpfend, ringend, würgend!
Geister zerren an meiner Seele.
Hinweg! Hinweg,
Geister der Nacht!
Euch will ich folgen,
Ihr tausend blitzenden Funkelaugen über mir!
Nacht ist um mich her,
Tiefe, schwarze,
Undurchdringliche
Schweige-Mitternacht.

Aber schon muß sie
Ihr eigen Grablied singen;
Denn graue Dämmerung

Will sie gebären!
Es kommt, es kommt
Der neue Tag!
Ich höre ihn rauschen in weiter Ferne,
Den Purpurflügel
Der neuen Morgenröte.
Dann wird auch die Erde neu.
Und ihre ehernen Fesselringe
Brechen auf,
Fallen ab!

Auf, auf, ihr Erdklumpen!
Wachet auf! Gebt acht!
Es kommt, es kommt
Der neue Tag!"

Also verhält das Mitternachtslied in den Waldwipfeln; der Nachtwind aber ist stärker geworden und rauscht gewaltig über den Baumkronen.

Da wendet sich der Rudi und reißt die zitternden Hände von den Augen; sein Antlitz verstellt sich mit schrecklicher Gebärde, und aus seiner Seele dringt ein langer, langer Schmerzensschrei und Weheruf, also, daß die dunklen Waldtiefen den Schrei einander zuwerfen.

Noch aber ist es tiefe, schwarze Mitternacht.

Neunter Gesang. / Der nächtliche Überfall.

"Lustig! Schenk' ein, Löwenwirt! Und nicht von dem Schlechtesten! Sei nicht karg und bring' ein gutes Maß!"

„He, Hegerimm, du wirst dir die Gurgel überschwemmen! Hegerimm, laß den Wein nicht mit dir durchgehen, sag' ich! Hernach wirst du zwei statt einem vor deinem Bratspieß herumtanzen sehen, und du läufft davon, sag' ich!“

„Laß mich, Groll! — Hält's der Beutel noch?“

„Ist schon arg geschmolzen, und 's wird Zeit, daß die Welt neuen Handel treibt! — Wo mag der Bursch bleiben?“

„Der Wolf ist auf der Hut und ein guter Spürhund! Wir können uns auf ihn verlassen. Er liebt unsern Beutel wie sein'n eigen Augapfel; läßt sich auch nimmer erwischen, der Bursch! Schon als Bub hat er nichts Besseres gewußt als mit einem Rudel Jungen in den Wäldern umherzuschleichen und Wild aufzuspüren und hinterdreinzujagen und Feinde auszuspähen und aus verborgenem Hinterhalt in die Flucht zu treiben. War ein ergötzlich Spiel mit uns Jungen! Aber dem Wolf tat's keiner gleich. Hei, bin ich ihm einmal hinterdreingejagt! Laß mich hängen, wenn ich ihn erwischt hätt! Auf dem Nacken sah mir der Kerl, eh' ich's versah; und ich lag am Boden wie ein geschossen Wildschwein und er obendrauf. 's ist ein Teufelskerl, der Bursch!“

„Er hat uns schon ein gut Stück eingebracht und verdient seinen Lohn! Ohne ihn hätten wir diese Zechen nicht!“

„He, Löwenwirt! 's ist Ebbe in meiner Kehle!“
Ein Glas funkelnnden, brandroten Weines wird aufgetragen.

„Noch eines für den Groll!“ ruft Hsegrimm.

„Halt ein, Hsegrimm!“ raunt Groll ihm in die Ohren. „Wenn die Kaufleut kommen, tut's nimmer gut!“

„Du bist nicht gescheit, Dummkopf! Man muß sich erst den Löwenübermut durch die Kehle rinnen lassen! Sollst sehen, wie sie davonhusch'en werden!“

„Sind ihrer fünfe, Hsegrimm! Da wird's Arbeit geben und Schweiß kosten!“

Wieder setzt der Wirt ein Weinglas auf den Tisch und streicht mit gütigem Lächeln die blinkenden Münzen ein. Neckende Worte klingen von anderen Tischen herüber, an denen einige Bauern spielend, rauchend beieinandersitzen. Hsegrimm erwidert mit Anstand und Geschicklichkeit; aber die Neckereien schwirren vorüber, und die beiden Gesellen sind wieder ungestört.

Mit gedämpfter Stimme fragt Hsegrimm:

„Wie spät ist's in der Nacht, Groll?“

„Elf Uhr vorbei! — Auf zehn wollt' der Wolf da sein. Wenn er nur nicht erwischt ist!“

„Wird halt warten müssen, oder die Kerle fahren nicht zur Nacht! — Trink aus, Groll! 's wird besser sein, wir gehen!“

Sie leeren die Gläser und erheben sich.

„Gut' Nacht! Gut' Nacht!“ klingt's von den Tischen herüber und hinüber; damit schreiten sie zur Tür hinaus.

Aber wenig Schritte sind sie gegangen, so springt ein junger Bursch aus einer Hecke durch die Dunkelheit und auf die beiden Gesellen zu.

„Groll, Hseg Grimm! Mir ist, als müßt' ich bersten vor Mut! Hocht bis Mitternacht im Wirthshaus und laßt den Wolf bei den Wölfen!“

„Still, Bursche!“ sagt der Groll, „sonst kneif' ich dir den Schlund ab! — Konntest du nicht hineinkommen?“

„Hineinkommen? — Seid doch sonst so geschick und wißt gar trefflich ein Aussehen zu vermeiden! Soll der Vogel uns entwischen und wir ins Garn geraten? — Seid doch sonst so geschick!“

„Hätten's bedenken sollen!“ sagt der Hseg Grimm, „der Wolf ist ein Pfiffikus und schlägt uns mit seiner Hölleweisheit flugs über den Haufen! — Aber was ist's mit den Reissigen?“

„Sind oben am Totengrund gefessen zur Rast! 's ist unser Glück! Wären sonst längst daher gewesen, und wir hätten uns vor Mut über einen leeren Beutel die Haare ausraufen können und mit den Füßen stampfen wie die unmündigen Buben!“

„Wie viel hast du gezählt?“

„Der Mond verkroch sich, und ich konnt's nicht genau sehen; sollt' meinen, es waren ihrer fünf!“

„Gut! Seid ihr redlich bewaffnet?“

„Sollt's wohl glauben! Hast du uns je als Friedenssüchtige gesehen, Hseg Grimm?“

„So kommt! Wir dürfen nicht säumen!“

Der finstere Waldsaum verbirgt die drei Gestalten. Still und ruhig liegt die breite, mondbeschienene Straße und windet sich leicht bergan. Die Männer gehen eine gute Stunde weit, immer im nächtlichen Dunkel des Waldrandes an der Straße entlang.

Droben, wo der Sturzbach mit kühner Gewalt und großem Getöse vom Berghang in die tiefe Schlucht herniederspringt, harren sie der herannahenden Kaufleute. Groll und Hsegrim hocken beieinander am Waldsaum, Wolf an der anderen Seite der Fahrstraße; ein dichter Busch und tiefe, schattenhafte Dunkelheit verbergen ihn dem grellen Mondlicht.

Der Sturzbach tost und braust, und der weiße Gischt glitzert wie lauter flüssiges Silber; in der Tiefe donnert und rauscht es mit großer Gewalt.

Kein Lüftchen regt sich; still und lautlos harren die düsteren Riesenkronen der Waldbäume und scheinen uralte, weltvergessene Sagen und Märchen zu sinnen.

Nah, ganz nahe schlägt eine Nachtigall an; eine andere — tiefer im Walde — antwortet mit lieblichem Flöten. Hin und wieder huscht nächtliches Gewögel vorüber oder eine scheue Fledermaus, oder es gurgelt der Waldkauz — dann wieder herrscht lautlose Stille.

Da aber hört man in der Ferne Rädergeklapper und Achsenknarren. Wolf streckt vorsichtig seinen Kopf aus dem Busch hervor und lauscht. Ein leiser Pfiff macht die anderen beiden Gesellen aufmerksam, und diese antworten mit dem gleichen Pfiff.

Wieder verstreicht eine geraume Weile; dann aber schwankt ein beladener Wagen um die Straßenbiegung und nähert sich langsam den kauernenden Burschen. — Nun fährt er vorüber. Ein leiser Pfiff ertönt — und die drei Gesellen treten vorsichtig aus dem Hinterhalt, den neben dem Wagen schreitenden Leuten in den Rücken zu greifen.

Da ertönt hinterwärts ein lauter Schrei:

„Halt! Halt! Achtung! Räuber — Räuber!“

Groll und Heggim sind bereits zu nahe am Wagen, als daß sie ungesehen wieder entweichen könnten. Die vier Begleiter des Fuhrwerks machen sich kampfbereit und dringen verwegend auf die Angreifer. Der fünfte kommt eiligen Laufes herbei, ergreift die Zügel der Pferde und peitscht die Tiere in hastender Flucht davon.

Auf der Fahrstraße gibt es ein erbittertes Ringen. Wolf springt hinzu und sucht den bedrohten Heggim zu befreien, erhält aber von rückwärts einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er fortaumelt und sich im Walde zu bergen sucht.

Da blitzt eine Pistole auf, und ein scharfer Schuß hält von den Felswänden zurück; Groll und Heggim ergreifen die Flucht.

„Das war ein hartes Stück!“ spricht einer der Kaufleute, „und so wär's die letzte Fahrt zur Nacht gewesen!“

Schweigend verlassen sie die Stätte des furchtbaren Ringens, und die Straße ist still wie zuvor.

Aber waldeinwärts wird es wieder lebendig; dort finden sich in tiefer Nacht drei finstere Bursche beisammen.

„Alle heil geblieben?“ fragt der Groll.

„Geh, Windhund! Such' des Tigers Fährte! Was liegt daran! Ein guter Vogel ist uns davongeflogen! Ich werd's meiner Tage nicht vergessen und noch im Grab mich daran zum zweiten Male zu Tode ärgern!“

Wo ist nun eure Kunst? — Und du, Wolf, wo blieb nun deine Seiltänzerkunst und deine Schlangenklugheit!“

„Mein Schädel tanzt auf dem Seil, sag' ich! Ich meint', der Himmel wär' über mich gefallen und ich zu unterst in die Hölle gefahren! — Kerls, ich blute!“

„Was liegt daran! Hast genug des roten Blutes! Der Braten wär' uns an der Nase vorübergetanzt, und wir haben uns noch das Maul daran verbrannt! Aber jetzt gilt's stille sein und nichts merken lassen! Wenn's Gerede im Dorf umgeht, wird uns die Hölle heiß!“

„Jegrimm,“ flüstert der Groll, „jetzt heißt's das Maul stopfen! Ein Fünkchen kann ein ganzes, statliches Dorf niederbrennen! — Wenn nur der Rudi nichts laut werden läßt — fällt mir ein!“

„Der Rudi? — Was soll der? —“

„Was soll der? — Sei gescheit! Der ist von Stund an unsere größte Gefahr! Wo steckt er? Was treibt er? Hat mir längst schon die Luft abgepreßt. War mir damals schon nicht recht geheuer, als er den Mond und den Wind zu sich reden hörte! Schrie er nicht wie ein Wahnsinniger? Redete er nicht wie ein Frommer von Schuld und Unschuld? — Hat mir lang schon wie eine schwarze Ratte im Gehirn herumgekrochen!“

„Wir müssen ihn wiederhaben, Groll, wenn wir sicher sein wollen!“

„Jegrimm, schlag ein! Ich schaff' ihn uns wieder!“

„Beeile dich, Bursche, eh' der Funke in Stroh schlägt! Es soll dein Schade nicht sein!“

„Gelt! Wir treffen uns wieder!“

Doll Zerknirschung und Ingrimm schreiten die drei
den Waldsaum entlang.

Es ist aber tiefe, schwarze Mitternacht.

Zehnter Gesang. / Sonnenuntergang.

Wie so ruhig und klar und helläugig der Abend-
himmel herniederlächelt! Und auch die weite Erde
ist ruhig und glücklich und voller Abendseligkeit unter
seinem Lächeln.

Himmel und Erde — sie schweigen sich an; ihr Glück
lächeln sie einander zu und ihre Sommer-Seligkeit;
Ewigkeitsgrüße werfen sie einander zu, und in fernen
Weiten klingt das Flügelrauschen ewiger Gottes-
herrlichkeit.

Schlafe, du Erde! Und noch im seligen Schlafe
preise und rühme des Ewigen Ehre!

Schon singen die Vögel in den wankenden Zweigen
dein Schummerlied, und dein Blumenhauch duftet deine
seligen Träume aus tausend und tausend honigsüßen
Kelchen.

Die linden, lieblichen Winde flüstern sie fort, deine
Träume, und wiegen sich auf jedem Blättchen in trunkener
Abendwonne.

Schlafe, du Erde! Und noch in deinem Schlafe ver-
klärt ein glückseliges Lächeln deine göttliche Herrlichkeit!

O selige Schöpfung! Deine Ruhe und dein glück-
seliger Schlaf ist wie ein tiefes, brünstiges Gebet!

Wie so feierlich ist deine Ruhe und dein Schlaf!
Wie so feierlich webt der Abend über allen Fluren
und stillen Gründen und blütenduftenden, sommerlichen
Tälern und Wäldern und Bergen!

Die majestätischen Gipfel sind in rote Purpurglut
getaucht, und goldsäumige Abendwolken wandeln
darüberhin, still, schweigend in übergroßer Seligkeit.

Wonnezitternd sinkt die große, herrliche Sonne hinab
hinter die stummen, ernsten Bergwälder.

Draußen vor dem Dorf, wo die Straße aufhört
und der schwarze Tann anhebt, lehnt sich ein Hüttlein
innig an den blühenden Berghang; das aber ist das
Hüttlein des Wald-Rudi.

Dort ist es still und friedlich, und keine Klage und
kein hartes Wort schallt in dem Hause.

Der Rudi ist ein anderer geworden seit jener Nacht
im Hochwald; still und gedrückt geht er einher; eine
große Traurigkeit und Trübseligkeit gräbt ihre herben
Züge in sein Antlitz; selten ist er seit jener Zeit aus
dem Hause gegangen, und tut er es einmal, dann
ist's nur, um die geschlitzten Löffel und gefertigten
Holzteller oder Siebe in die Stadt zu tragen.

Frau Margarete hat es wohl bemerkt, daß der
Rudi etwas Großes erlebt hat; aber sie wagt es noch
immer nicht, nach der Ursache solcherlei Veränderung
zu fragen, denn sie fürchtet sich in ihrem Herzen vor
einem ungeahnten Geheimnis.

Manche Nacht hat sie durchwacht und durchweint;
sie wußte es nicht, ob vor Freude über des Rudis

Veränderung oder vor Leid über den harten, unsäglich harten Bann der Verschwiegenheit.

Heute abend hält ein trauliches, herzensinniges Glück Einkehr in des Rudis Hüttlein. Der Heiner und sein Weib kommen mit dem Buben, und da ist's immer im Hause Sonnenschein, selbst an den trübsten und dunkelsten Tagen.

Frau Marthe trägt einen runden eichenen Tisch aus dem niederen Stübchen hinaus und stellt ihn draußen vor die Haustür.

„So, Grete, hier wird's sich besser plaudern lassen. Sieh nur, wie schön dort drüben der Bergwald im goldenen Abendschein ruht!“

„Ja, Marthe, und der Wind geht so leicht und erquickend, daß es einem wohl ums Herz wird.“

„Hier wollen wir ein vergnügtes Plauderstündchen halten und alle Sorgen und Alltagsgeschäfte vom Herzen herunterschwätzen, und singen wollen wir auch! Sollst sehen, Grete: ‚Beim Wald-Rudi ist's anders geworden!‘ werden die Leut' sagen; ‚da geht's vergnügt und fröhlich zu‘, werden die Leut' sagen!“

„Ach, Marthe, ich wollt', mein Herz könnte fröhlich sein, wie du es bist, und wie der Heiner es auch ist. Wie freu' ich mich über den Jungen, daß er so schön singen und lustig sein kann! Das hat er bei euch gelernt, Marthe! Aber der Rudi — mit dem ist's alleweil nicht viel besser denn zuvor. Ist er auch still geworden und bleibt daheim, so ist er doch traurig und niedergeschlagen, und ich weiß, daß ihn etwas quält; aber er ist verschwiegen und sagt kein Wort,

und meine Tränen läßt er nicht in sein Herz hineinkommen. O Marthe, da ist's mir immer, als ständ' eine dicke Mauer zwischen uns, und mir ist so bang'!"

Marthe aber sieht eine stille Träne in Margaretes Auge glitzern. Da faßt sie ihre Hände und sagt leise zu ihr:

„Grete, wein' nicht! 's wird alles wieder gut; wart' nur, Schwester! Sag' es Gott, was dich quält!“

Da aber neigt Margarete ihr Haupt an Marthes Schulter und weint.

„Marthe, ich wollt', ich hätte Glauben wie du!“

Ein tiefes, inniges Gebet spricht Marthe in ihrem Herzen; dann aber sagt sie fröhlich:

„Komm, Grete, nicht traurig sein! Wenn du allein bist, dann bete einmal und sag': ‚Herr, nimm mich hin und all mein Leid und meine Trübsal und Not; mach' mit mir, was du willst!‘ Grete, dann wird's besser! Nun aber laß uns miteinander vergnügt sein! Komm, Grete, nicht mehr weinen!“

Drinne, im Hause klingt Rudis Stimme:

„Lauf, Bub! Hol' mir die große Pseife! Den geflochtenen Stuhl mit der bunten Deck' bring' auch heraus — für Vater Heiner!“

Margarete richtet sich empor und trocknet ihre verweinten Augen.

Da tritt der Rudi heraus, und Fränzi schleppt einen großen Lehnstuhl herbei, daran er des Vaters Pseife gehängt hat.

Nun kommt auch der Heiner mit zwei schlechten Holzstühlen. Die werden um den Tisch gestellt, und Fränzi holt zwei andere herbei.

Der Ehrenplatz in dem großen Stuhle ist für den Heiner, und alle setzen sich um den runden, braunen Eichentisch.

„So, ihr lieben Leut’“, sagt Heiner, „ich denk’, wir haben einander genug zu erzählen! Sind lang’ nicht beieinander gewesen wie heut’, und nun soll’s auch lustig sein, weißt noch!, Rudi, wie damals, als du auf der hohen Schul’ warst!“

„Hm!“ sagt der Rudi, „s waren noch schöne Tage in meinem Leben!“

„Wie lang’ ist’s doch bis her?“

Rudi besinnt sich.

„Werden halt an die vierzig Jahr’ sein; die Jahre gehen dahin wie ein Traum, und es ist alles nichts als ein flüchtig Vorübergehen, ein kurzes Grüßen und Scheiden! ’s ist alles nichts!“

„Freilich,“ sagt Marthe, „es geht alles dahin, und hier ist unseres Bleibens nicht auf dieser Erd’! Man lernt’s von Tag zu Tag besser!“

„Und jeder Tag lehrt’s uns an seinem Abend, daß alles nur ein Wahn ist und davon muß in das große Meer Vergänglichkeit! — Und der Fels Vergessenheit verriegelt das Grab des Vergänglichen, auch das Grab des Wahnsinns von ‚Gut‘ und ‚Böse‘!“

„Nein, Rudi,“ sagt der Heiner, „unsere Werke werden uns folgen bis an das Ufer des Jenseits!“

„Heiner, nein, es ist kein Jenseits! Es ist keine Ewigkeit.“

Der Rudi erhebt sich, und seine Stimme bebt vor dem Wallen seines Herzens.

„Heiner, es ist keine Seligkeit oder Verdammnis; es ist auch keine Vergeltung; es geht nicht, Heiner es darf nicht sein!“

Da aber steht Rudi hoch aufgerichtet und blickt lange der scheidenden Sonne nach.

Dann sagt der Heiner:

„Rudi, er ist um deiner Missetat willen verwundet und um deiner Sünde willen zerschlagen! Die Strafe liegt auf ihm, auf daß du Frieden hättest, und durch seine Wunden bist du geheilt, Rudi, und es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber seine Gnade soll nicht von dir weichen!“

Immer noch weilt Rudis Blick auf der untergehenden Sonne, und nach langem Schweigen sagt er, fast, als ob er träume:

„Gnade? — Mir Gnade? — Nimmermehr! Ich will sie nicht! Die Mitternacht tat ihre Gründe und Abgründe auf und verschlang meine Seele!“

Es muß alles vergehen, wie dieser Tag!“

Dann schweigt der Rudi wieder, und niemand tut den Mund auf, denn die Stille ist feierlich.

Als aber eine Weile vergangen ist und die rotbrennende Abendsonne den Bergzinnen und Bergwäldern näher gekommen, spricht der Rudi sein Lied des großen Untergangs.

Sein Auge folgt dem davoneilenden Gestirne, und seine Arme breiten sich aus. Er sagt aber also:

„Der Tag ist vergangen; nun sinkt das große Gestirn des Mittags, und die Vögel singen ihre Abendlieder.

Der Tag ist vergangen; nun sind die kühlen Lüfte erwacht, und die Bäume reden vom Vergangenen; auch meine Seele denkt des Vergangenen!

Der Tag ist vergangen; nun tauchen sich die Berginnen in die Wonnen des vergangenen Glücks; auch meine Seele träumt von dem vergangenen Glück.

Noch zittert über den Waldwipfeln die Abendsonne in banger Wehmut, und auch alle linden Lüfte erbeben zu den letzten Träumen des scheidenden Glückes.

So verlässest du die Erde, o Sonne, und tausend Herzen weinen dir nach mit dem letzten, wehmütigen Scheidegruß, und auch meine Seele grüßt dich mit dem letzten Scheidegruß; den aber lächelt sie dir zu!

Nun verlässest du die Erde, o Sonne! Also sinkt auch das große Gestirn meiner Jugend und meines Jugendglückes.

Du sinkst hinab hinter die Berge und Bergwälder! Wahrlich, du Spenderin des Glückes, du sahst genug der Tränen und des Leids auf der Erde und konntest noch — lächeln? Wehe, da fing eben die große Verzweiflung an in meinem Herzen!

Du Spenderin des Glückes, warst du es nicht, die über Schweiß und Nöte und Herzenselend der Menschen lachte? Wehe! Da eben beginnt die große Verzweiflung meiner Seele!

Nun fährst du dahin, und tausend Tränen weinen dir nach!

Aber noch der Abglanz und Widerschein deines Glückes ist bitter süße Seligkeit, und die Tränen der großen Sehnsucht werden wach bei deinem Scheiden! —

Und auch mein Herz redet die Stimme der großen Sehnsucht!

Der Tag ist vergangen — also schied das große Glück aus meinem Leben, und das Leben selber schied von mir. Nun redet mein Herz die Stimme der großen Sehnsucht: das aber ist der Widerschein und das Wetterleuchten des Glückes!

Und auch das leichte, lichte Rosen- und Goldgewölke floh davon, und schwarze, wetterkreisende Nachtwolken türmten sich über meine Seele.

„Vergangenheit“, das ist der schwere Fels, der die Tore meines Herzens verammelt;

„Vergangenheit“, das ist der schwarze Schatten, der meinen Abendhimmel verdüstert! — Meine Seele aber dürstet nach Licht!

Ach, daß ich Licht wäre und strahlende Morgenröte! Nun aber fraßen finstere Wolken meine Morgen-seligkeit! Abgründe taten sich auf, meine Seele zu verschlingen!

Aber es muß alles vergehen; auch das Licht und die Finsternis muß vergehen in ein tiefes, ewiges Nichts!

Das lehrt du mich, du großer Stern des Mittags! Und also heben sich die dunklen Schwingen meiner Seele, und ich eile dir nach zum großen Niedergang!

Das aber ist mein Niedergang und mein Untergang, daß ich dich liebte, o meine Seele, mit großer Liebe! Nun flieht mir diese Liebe davon und macht mich schaudern; denn sie war die große Betrügerin des Glückes!

Dich liebte ich, o mein Herz! mit großer Liebe!

Nun treibt sie ihren Giftstachel in dich hinein; denn sie war die große Betrügerin des Glücks!

Dich liebte ich, o mein Leben, mit großer Liebe! Nun verläßt mich diese Liebe und weckt die Tränen meines Schmerzes auf und flieht davon; denn sie war die große Betrügerin des Glücks!

Fahr wohl, o meine Seele! Denn die Sonne deines Friedens verließ dich!

Fahr wohl, o mein Herz! Denn der Stern deines Glückes war falsch und ließ dich allein in deiner Nacht!

Fahr wohl, — o Leben! Denn dein Abend ist gekommen, und die Mitternacht harret deiner! — Fahr wohl — in das tiefe, ewige — Nichts!"

Also versinkt die Sonne hinter den Bergen und Bergwäldern, und eine ungewisse Schattendämmerung breitet sich über das Land.

Es ist aber ringsumher tiefe, feierliche Stille.

Elfter Gesang. / Das Opfer.

Da aber der Rudi das Abendlied gesungen hat und die Nacht hereinbricht, wird er von einer großen Seelenmüdigkeit und heftiger Rührung überwältigt, also, daß er hinausgeht von den andern; denn er muß gar sehr weinen.

Hinter dem Hause hebt sich der Berghang gar steil an, und viele dunkle Hecken und Gebüsche ranken und

schlingen sich aufwärts bis an den finsternen Tann; ein schmaler Pfad aber windet sich den Hang hinauf.

Als der Rudi einsamen Herzens und des Lebens überdrüssig lange im dunkelsten Gebüsch verharret hat, regt sich etwa zwanzig Schritte vor ihm das Gesträuch, und ein Mann tritt hervor; der spricht Rudis Namen und nähert sich langsam.

„Groll!“ ruft der Rudi, „du überfällst mich in meinen einsamsten und tiefsten Träumen! Groll, geh von mir! Was willst du?“

„Ich hörte dich, da du sangst, und wagte nicht, zu dir zu reden; denn es sind Lauscher und Gottesanbeter in deinem Hause. — Ich aber wollte dir helfen in deinem Schmerze; denn mit uns warst du lustig und guter Dinge, also sei es hinfort mit uns!“

„Nein, Groll, du überredest mich nicht mehr! Wem habe ich die grimmen Wogen meines Herzensschicksals zu danken als euch? Nun aber ist meine Seele erwacht aus tiefem, weintrunkenem Schlafe, und während ich schlief in den Armen des Welt- und Liebesrausches, ist das Giftkraut meines fürchterlichen Unglücks aufgeschossen und hat den Friedensgarten meiner Seele überwuchert. Groll, ich sehe noch das Messer blitzen im weißen Mondlicht, das durch die schwarzen, nächtlichen Zweige fiel! Das traf in mein eigenes Herz. Der Reifige ist lebendig — ich bin kein Mörder, das ließ ein gütiges Geschick nicht zu. Und doch — ist nicht der Gedanke schon Totschlag? Wehe! Ihr habt mich hinausgezerrt aus dem Paradiese meiner Jugend; nun habt ihr mich in fürchterliche Abgründe gestoßen!

Wehe euch, ihr Verführer und falschen Glücksprediger!
Wehe mir Verführten und Verirrten!"

"Rudi, willst du ein Narr sein? Warst du nicht
fein lustig mit uns? Hei, die Nächte wünschte ich
mir zurück, da wir den sauer verdienten — oder
meinetwegen lustig verdienten Lohn durch die Gurgel
schickten! Weißt noch — als die Weiber von Hohen-
stein mit uns den Hundstanz führen wollten? Ei
tausend! war das ein lustig Leben! Rudi, noch eine
solche Nacht!"

"Schweig!" ruft der Rudi streng. „Erinnere dich
deiner Schandtaten, wenn du allein bist! Mir steht
das Wasser ohnehin bis an den Kinnbacken, und viel
ist's nicht, so werden meine Arme lahm sein und mich
sinken lassen. Groll, wehe dem, der mir auch noch
einen hohlen Strohhalm zuwerfen wollte! Ich will
jeden Vogelschrei zum Fluche über euch stempeln!"

"Bist du auch unter die Propheten gegangen, daß
du von ‚Schandtaten‘ und ‚Flüchen‘ redest? Sangst
du nicht ein Loblied dem ‚ewigen Nichts‘? Wer will
sagen, ob's gut oder böse ist, was wir tun! Das sind
verklungene Märchen mit Kindergesichtern! Rudi, 's
ist alles gleich; 's ist alles vergänglich! Rudi, sollten
wir darum nicht genießen, solange wir noch unsern
Leib über die Erde schleppen?"

"Wär's nur das — ich wollte selbst euch nicht
schonen, damit ich genieße! Aber es schreit gewaltig
in meiner Seele, und die Tiefe meines Herzens heißt
euch Lügner und Untergrund und falsches Glück!
Groll, wenn's nicht's darüber gäbe, dann würd' mich

meine Vergangenheit in Ruh' lassen! — Weg, Groll!
Ich will euch nicht und eure löcherichten Brunnen!"

„Rudi, du mußt mitkommen, nur diesen Abend.
Es sind arge Wetterwolken am Horizonte aufgetaucht:
man macht uns die Hölle heiß! Der Boden brennt
uns unter den Sohlen! Rudi, du mußt mit, wenn
dir dein Leben teuer ist!"

„So kann ich bleiben; denn ich hasse mein Leben.
Liebe zu meinem Leben — die habt ihr mir aus-
gepeitscht! Von anderer Liebe sprach man mir, wo
der Freund den Freund und der Bruder den Bruder
auf Händen trägt und einer sich vor dem andern als
Wehr aufstellte, dem Feinde die Brust zu bieten!
Groll — solche Liebe findet keinen Raum in unserm
Herzen, auch in meinem nicht mehr; denn es ist schon
sprödt' und zerfallen und zerfressen.“

„Rudi, bist du wahnsinnig? Glaubst du noch, daß
einer für den andern durchs Hagelfeuer geht — es
sei denn unter uns, wenn der Bruder in Gefahr ist! —
Haben manch gutes Stücklein ausgefochten.

Komm, Bruder, wir wollen lustig sein und deinen
Gram in süßem Wein ersäufen! Auf, Bruder, auf!
Im Dorfe brennt's schon, und man sucht nach uns!
Aber noch kauen sie an ihren Nägeln, um unsere
Namen ausfindig zu machen!"

Groll faßt den Rudi beim Arm und will ihn fort-
ziehen.

„Hinweg!" schreit Rudi laut, „laß mich, Hund!
Von nun an bin ich auch unter den Frommen!"

Von dem Schall seiner Stimme aber ist der Heiner

aufmerksam geworden und herbeigeeilt. Da stürzt er sich mit großer Gewalt auf Groll, und ein heftiges Ringen entsteht. Plötzlich hallt ein Pistolenschuß durch die Nacht, und der Heiner bricht zusammen; ein zweiter Schuß fällt; Rudi wankt; in heftigem Schmerz zittert ihm das Knie; dann stürzt auch er. Groll ist in der Dunkelheit entschwunden.

Fassunglos eilen die Frauen herauf.

„Rudi! — Heiner!“ so rufen sie durcheinander.

Der Rudi antwortet mit lautem „Hier!“

Endlich erreichen sie in großer Bestürzung die Stätte des Unglücks.

„Heiner! Rudi! — Was ist's? Weh', weh'! Sie liegen im Wege!“

„Ein kleines Exerzitium war's und Kopfzerbrechen, wobei wir soeben den kürzeren gezogen haben!“ antwortet der Rudi.

„Wo ist Heiner? Wie ist ihm? Heiner, Heiner, wie ist dir?“ ruft Marthe in großer Angst; aber Heiner antwortet nicht.

„Er lebt,“ sagt Rudi, „ich höre ihn atmen! Ich weiß nicht, wo ihn der graue Bleiknopf gekitzelt hat; aber ich bitt' euch, schafft uns fort!“

Der Knabe, der auch mit herzugekommen, weint laut; die Frauen beugen sich herab; sie können nicht weinen, denn die Angst frißt ihre Tränen.

Nun erst bemerken sie, daß der Heiner stark aus der Schulter blutet; Rudi hat eine Schenkelwunde.

„Rudi, Rudi, sprich, wie geschah das?“ sagt Margarete erregt.

„Laß nur erst! Wir erzählen's euch hernach!
Schafft uns erst fort!“

„Bist du da, Rudi?“ flüstert Heiner.

„Ja, Bruder! Der Hund wollte uns mit Blei zusammen-schweißen! Er hat's gekonnt! Aber sein Löt-kolben hat bei dir besser ange-setzt!“

„Rudi, mein Bruder!“ flüstert der Heiner wieder.

„Recht so, Heiner! Brüder wollen wir sein, und wenn dein Gott dir die Gesundheit wiederschenkt, dann wollen wir miteinander beten, Heiner, und ich will auch werden wie du!“

„Wie schön! Wie schön!“ lispelt Heiner, und seine Sinne verlassen ihn.

Die Frauen aber, nachdem sie solches alles gehört haben, sind bereits ein wenig ruhiger und gefasster geworden in ihrem Herzen.

„Bringt erst den Heiner weg!“ sagt Rudi, „der wird's am nötigsten haben! Ich halt's noch eine Weile allein aus!“

Also tragen die Frauen die Verwundeten in das Haus mit großer Bewegung in ihrem Herzen.

Marthe aber und das Fränzi bringen Gott ihre Angst und Trübsal und Not und bitten um Genesung für Rudi und Heiner; um sie her aber ist es bereits tiefe, tiefe Nacht.

Zwölfter Gesang. / Das Morgenlied.

In Rudis Hause ist es still. Die Morgen-sonne blickt goldig durch die kleinen Fenster-scheiben und

spielt friedlich auf dem braunen Eichentische, über die Stühle hinweg, — an der Wand — und spielt auch friedlich auf dem bleichen Antlitz des alten Heiner, der stumm und regungslos auf weichem, weißem Lager ruht, und auf ihren lichten, frühroten Strahlen schwingt sich seine Seele himmelan, der seligen Ewigkeit zu.

Rudi beugt sich leis' über ihn, beugt sich leis' — und schluchzt wie ein Kind; Marthe und Margarete verhüllen ihr Gesicht.

Der Rudi ist auf die Knie gesunken, und seine Lippen bewegen sich; so verharret er lange an Heiners Seite. Dann aber erhebt er sich, und sein Auge weilt auf den Frauen.

„Was sagte er doch zu dir, Marthe? — Ich bin euer Tröster! — Ich will euch trösten, wie — wie — was sagte er noch, Marthe? — Wie einen seine Mutter tröstet! — Marthe — Margarethe! Nun sind wir Geschwister!“

Dann tritt er leise an das Fenster und öffnet es. Da aber blickt sein Auge der goldenen Morgensonne entgegen, und ihr Glanz und all ihre morgendliche Herrlichkeit ergießt sich über seine Seele.

Nun tut er seine Lippen auf, und sein Geist erhebt sich gewaltig, also, daß ein neues Lied aus seinem Herzen quillt; das aber ist das Herrlichkeitslied der aufgehenden Sonne.

Der Rudi aber singt also:

„Die Nacht ist vergangen, und von den Bergen strömt die Morgenröte wie ein feuerflammernder Goldstrom.

Erhebe dich, o meine Seele, wie die Sonne sich erhebt über den Bergen!

Fahre auf, o meine Seele, mit goldenen Flügeln; denn siehe, dein Morgen ist gekommen und dein Sonnenaufgang!

Fahre auf, o meine Seele! Denn siehe, ein neuer Himmel wölbt sich über dir in rotstrahlender Herrlichkeit! Ein neuer Tag brach an, und die schwarzen, wetterschwangeren Blißwolken sind zerstoßen vor dem Angesicht der goldenen Morgen-sonne.

Durch tiefe Nacht bist du gewandert, o meine Seele, und durch nächtliche Abgründe.

„Stirb!“ So redete die Finsternis dir zu, „stirb und vergehe!“ Du aber erschrakst ob dieser Rede der Finsternis und schauderdest vor den Abgründen, und die Verzweiflung zerrte an deinen zitternden Knöcheln!

Aber eine Hand streckte sich aus nach dir und zog dich zurück von der Schwelle des ewigen Todes. Da brachest du in dir zusammen, o meine Seele, und lerntest die Rede des Kindes: „Abba, lieber Vater!“ stammeltest du!

Viele Lieder hast du gesungen den Abenden und Nächten und Mitternächten! Nun hebe deine Stimme auf, meine Seele, und singe auch dem neuen Morgen, der über dir hereinbrach mit großer Herrlichkeit!

Viele Lieder hast du gesungen, da du sahest an dem schwarzen Tore der Mitternacht! Lieder sangst du und Lobpreis dem Niedergang und dem Untergang. Nun singe auch ein Jubellied dem neuen Aufgang!

Siehe, das Alte ist vergangen; deine Nacht floh davon! Nun singe ein Jubellied der neuen Morgenröte!

Strahlt nicht über dir der Tag der ewigen Liebe? ,Liebe! Das schreibt die Morgensonne mit feurig-goldenen Lettern an den Bogen des Himmels! ,Liebe! So klingt es in allen Lüften und springenden Brunnen.

Nacht: das war das Thor, das dich zum Morgen führte, o meine Seele!

Nacht: das war des Eisenhammers schwere Schicksals-wucht, die das glühende Erz erweichen mußte und formen zu neuer Herrlichkeit!

Dich grüße ich, o Sonne der Ewigkeit, und jauchze dir zu! Ein Opfer trage ich auf meinen Händen; das zeigte mir den Weg zum Morgentor der Herrlichkeit!

Ein Opfer trage ich auf meinen Händen; das sprach zu meiner Seele: ,Lerne beten! Also lernte meine Seele das erste Gebet.

Ein Opfer trage ich auf meinen Händen; nun ist meine Seele selber ein Opfer geworden dem Ewigen und Gerechten, dem Allgütigen und Barmherzigen,

der mich erlöst hat von allem Übel und mir gegeben Friede und Freude und ewiges Heil!

Singe, meine Seele, singe und jauchze dem neuen Tag!

Erhebe dich, o meine Seele, wie die Sonne sich erhebt über den Bergen! Fahre auf mit goldenen Flügeln; denn siehe, deine Morgenröte ist gekommen, und ewige Herrlichkeit leuchtet um dich!"

Der Rudi aber vermag den Glanz der großen, herrlichen Sonne und die Fülle seines Glückes nicht länger zu ertragen. Seine Glieder zittern und wanken, und ein heftiges Weinen und Schluchzen kommt über ihn, also, daß seine Füße ihn nicht mehr tragen wollen. Da sinkt er, hebend vor übergroßem Glück, nieder an der Seite des Verklärten. Seine Lippen aber bewegen sich in heiligem Gebete.

Also strahlt der neue Morgen herauf in großer Pracht und Herrlichkeit.



+ **Koezles Wegbücher.** +
Eine neue Sammlung guter moderner christlicher Erzähler.

Folgende Bände sind noch vorrätig:

Die Liebe sucht nicht das Ihre. Eine Erzählung aus dem Wuppertaler Volksleben von J. C. J. Ommerborn.

Dunkle Geschicke und Sonnenblicke. Eine Erzählung aus Deutschlands schlimmster Zeit von K. Papke.

Die Dorfgeister von Birkenloh. Eine Dorfgeschichte vom Niederrhein von J. C. J. Ommerborn.

Nur eine Erzieherin! Eine wahre Geschichte aus dem Leben der Gegenwart von K. Papke.

Menschenchicksale. Wahre Erzählungen über wunderbare und seltsame Wege im Menschenleben von P. Michael.

Gewalten. Eine Geschichte aus den Bündener Bergen von A. Luzzi-Sulzberger.

Sturm im Osten. An Österreichs Seite in den Karpathen und Galizien. Von Hellmuth Unger.

Liebe ist stark wie der Tod. Zwei Erzählungen von dem, was die Liebe vermag. Von Frau Adolf Hoffmann.

Erkämpftes Glück. Neue Erzählungen aus der Gegenwart von K. Papke.

Das arme Trautchen. Eine Armutsgeschichte aus dem Alltagsleben von J. C. J. Ommerborn.

Ediths Brautzeit. Die Geschichte einer starken treuen Liebe von Frau Adolf Hoffmann.

Aus dunkler Zeit. Zwei Erzählungen aus alter und neuer Zeit von G. v. Mühlfeld.

Eine lichte Nacht. Zwei Erzählungen von Ernst Schreiner.

Dr. Friedberg und Krispin Binder. Zwei Erzählungen von Joh. Dose.

Verstoßen! Eine Erzählung aus dem Erzgebirge von P. Reinhardt. Ein ergreifendes Lebensbild mit einem herrlichen Schluß.

Das Mitternachtslied. Ein Gesang von Otto von Essen. Ein wuchtiges gewaltiges Gemälde vom Kampf des Bösen mit dem Guten.

Jeder Band M. 3.50.

In kurzer Zeit ca. 100 000 Bände abgesetzt.

Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz.

Hervorragende Erzählungen von Joh. Dose.

Einer von Anno Dreizehn. Denk- und Merkwürdigkeiten des Hans Ohnejorge. Historische Erzählung in 2 Bänden. Von Joh. Dose. 10. Auflage. 2 Bände gut geb. M. 15.—

Wir haben hier ein hervorragendes Werk kerndeutschen Schrifttums vor uns, das nicht nur der flüchtigen Unterhaltung dienen, sondern für alle Zeiten bleibenden Wert behalten wird. Hier hat Dose eines seiner besten Werke und sich selbst ein Denkmal geschaffen, das ihn überdauern wird.

Der Mutterjohn. Erzählung von Joh. Dose. 8. Auflage. Geb. M. 12.—

„Was für ein herrliches Buch! Ich habe es von Anfang bis Ende mit größter Spannung gelesen. Das Ganze ist ein Lobpreis auf das alte und doch ewig neue Thema der Mutterliebe. Sie ist stark wie der Tod. Dies hervorragende köstliche Buch sei bestens empfohlen.“

Pfarrer und Lehrer. Erzählung aus der Gegenwart und der Grenzmark. Von Joh. Dose. 9. Auflage. Geb. M. 12.—

„Man könnte in diesem prächtigen Buche die einzelnen Figuren malen, so plastisch sind sie gezeichnet, so lebendig und anschaulich geschildert. Ein Buch, das man gerne wieder liest und verschenkt. Ganz besonders paßt es bei den gegenwärtigen Schul- und Kirchenwirren in unsere Zeit.“

Luthergeschichten. Fünf Luthererzählungen. Von Joh. Dose. 8. Auflage. Geb. M. 5.—

„Klar und hell leuchtet uns aus den fünf Erzählungen dieses Buches die edle Menschenliebe unseres großen Reformators entgegen. Eine feine Charakteristik der einzelnen uns in dem Buche entgegentretenden Personen der damaligen Zeit und ihrer Zustände machen uns das schöne Buch noch angenehmer und interessanter, so daß wir es nur bestens empfehlen können.“

Die Freundin des Herrn Doktor Luther. Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg. Von Joh. Dose. Illustriert von A. Praeger. 10. Auflage. Geb. M. 9.—

„Eine historische Erzählung von einwandfreier Treue, zugleich aber höchst geschickt getragen von der persönlichen Auffassung der Charaktere. Ein gutes und gediegenes Buch, an dem man sich erwärmen kann. Die Charakterisierung ist ganz ausgezeichnet, die Tendenz des Buches so, daß jung und alt ihre helle Freude daran haben werden.“

Unberühmte Helden. Sechs Geschichten aus dem Leben. Von Joh. Dose. 8. Auflage. Geb. M. 5.—

„Deutscher Sinn und evangelische Glaubensgewißheit wehen durch dies herrliche Buch. Wie herrlich versteht dieser Meister in der Erzählungskunst bitterernste Wahrheiten in die Gewissen zu schieben, wie meisterhaft fein ist der Stil, wie herzerquickend wirkt sein fesselnder Humor!“

Bis jetzt 50 000 dieser Dose-Bände abgesetzt.

Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz.

Wertvolle Werke von K. Papke.

Familie Gundermann u. ihre Freunde.

Eine Familiengeschichte a. d. Gegenwart. 5. Aufl. Geb. M. 9.—

„Unsere junge Welt kann aus dieser meisterhaften Familiengeschichte fürs Leben unendlich viel lernen, aber auch christliche Eheleute, denen zum wahren Glücke noch etwas fehlt, werden von dem Buche dauernden Gewinn haben.“

Wettergasse 18. Eine Familiengeschichte aus Marburg und Biedenkopf. 6. Auflage. Gebunden M. 12.—

„Eine meisterhafte Erzählung! Sie ist so geschrieben, daß man nicht davon loskommt. Die herzergreifende Geschichte führt in die Reformationszeit hinein. Es sind edle Menschen, die durch viel Herzwohl sich durchringen zu der Gewißheit ihres Heiles. Als Geschenkbuch vorzüglich geeignet.“

Um sein Glück. Historische Erzählung. Nach den Aufzeichnungen des Burghauptmanns der Neuenburg. 7. Auflage. Fein gebunden M. 9.—

„Im Kreuz ist Kraft: Aus dieser Erfahrung heraus schafft die Verfasserin eine Seelengröße in Leid und Verdicht, die paßt und fordert. Selten habe ich einen in der Seelenschilderung so wahren Roman gelesen. Durch die Tiefe führt der Weg, durchs Dunkel und durchs Kreuz, aber hinauf zum Frieden Gottes. Für Menschen, die mit dem Leid ringen, eine gesunde starke Speise, eine wahre Erbauung!“

Dr. J.

Die Letzten von Rötteln. Alten Chroniken nach erzählt. 11. Auflage. Gebunden M. 12.—

„Ein farbenprächtiges und doch innig-christliches, historisches Gemälde ist dies Buch. Besonders ergreifend ist der Kampf des Ritters und des Weibes, das nicht an seine Liebe glaubt, und der Kampf der Liebe und dem Entfassen zwischen den beiden, dem holden Schloßkinde und dem evangelisch gesinnten Schloßkaplan, dessen Tagebuch ein Glanzstück des Buches ist.“

Im Kampf um die Wahrheit. Eine Geschichte aus der Gegenwart. 8. Auflage. Fein gebunden M. 9.—

„In packender, überaus dramatisch gestalteter Darstellung führt uns die Verfasserin mitten hinein in den Kampf der Geister. Das Buch greift ans Herz und führt unerbittlich vor die entscheidendsten Lebensfragen.“

Der Hilligenlei-Sinder. Eine Geschichte aus dem Leben. 11. Auflage. Fein gebunden M. 9.—

„Das Buch bietet eine Geschichte aus dem Leben eines Mannes, der auch von Jugend auf nach dem ‚heiligen Land‘ für die Seele sucht, es aber nicht finden kann. Da wird ihm der Rat gegeben, es einmal mit dem Jesus der Bibel zu versuchen, und wenn auch nach schwerem Seelenkampfe, folgt er und wird still. Da wird das Gitter geöffnet. Scheu noch mit stockendem Schritt ging er ins heilige Land der Seele. — Wer irgendwie für junge Männer eine Verantwortlichkeit hat, kaufe und verschenke dies hervorragende Buch.“

Bis jetzt zusammen 48 Auflagen dieser Papke-Bände.

Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz.

Ein tapferes Buch von Fritz Binde.

Die Letzten.

Zwölf wunderliche Geschichten wider die
weltweisen Leute.

Von

Fritz Binde.

Vierte Auflage. Preis gebunden M. 9.—

„Für nachdenkliche Menschen, die mit den höchsten Fragen des Diesseits und Jenseits ringen, dürfte dies merkwürdige Buch ein Wegweiser sein, der zum Glück und Frieden mit Gott führt.“
(Chr. Volksbote aus Basel.)

„Der bekannte Evangelist gibt hier eine feine Sammlung gut erzählter und fein beobachteter Geschehnisse aus dem Leben der Menschen heraus. Die Gestalten reden eine gewaltige Sprache von der Verkehrtheit, Bosheit und Torheit des menschlichen Herzens und von der Kraft des Evangeliums. Das Buch wird als Geschenkwerk sich seinen Platz erobern und Segen stiften.“
(Monatl. Anzeiger, Berlin.)

„Zwölf wunderliche Geschichten wider die weltweisen Leute nennt der Verfasser selbst seine Erzählungen. Es sind packende Geschichten aus dem Leben für das Leben. Und der sie erzählt, bringt den Beweis, daß er die Weltweisheit verstanden und durch die Weisheit Gottes überwunden hat. Ein köstliches Buch.“
(Kreuzzeitung.)

„Ein tapferes Buch“ schreibt P. S. Keller in „Auf dein Wort“.

„Ein sehr interessantes, merkwürdiges Buch. Es treten da Gestalten vor unsere Seele, die wir anfänglich für absonderlich halten; aber wenn wir genauer zusehen, werden sie uns immer bekannter. Zuletzt finden wir in dem einen oder anderen unser eigen Spiegelbild. O diese Letzten, von den Menschen achlos beiseitegeschoben, vom Herrn aber köstlich erfundenen Menschen-seelen.“
(Worte der Wahrheit und Liebe.)

Verlag von Gottlob Koezle in Chemnitz.

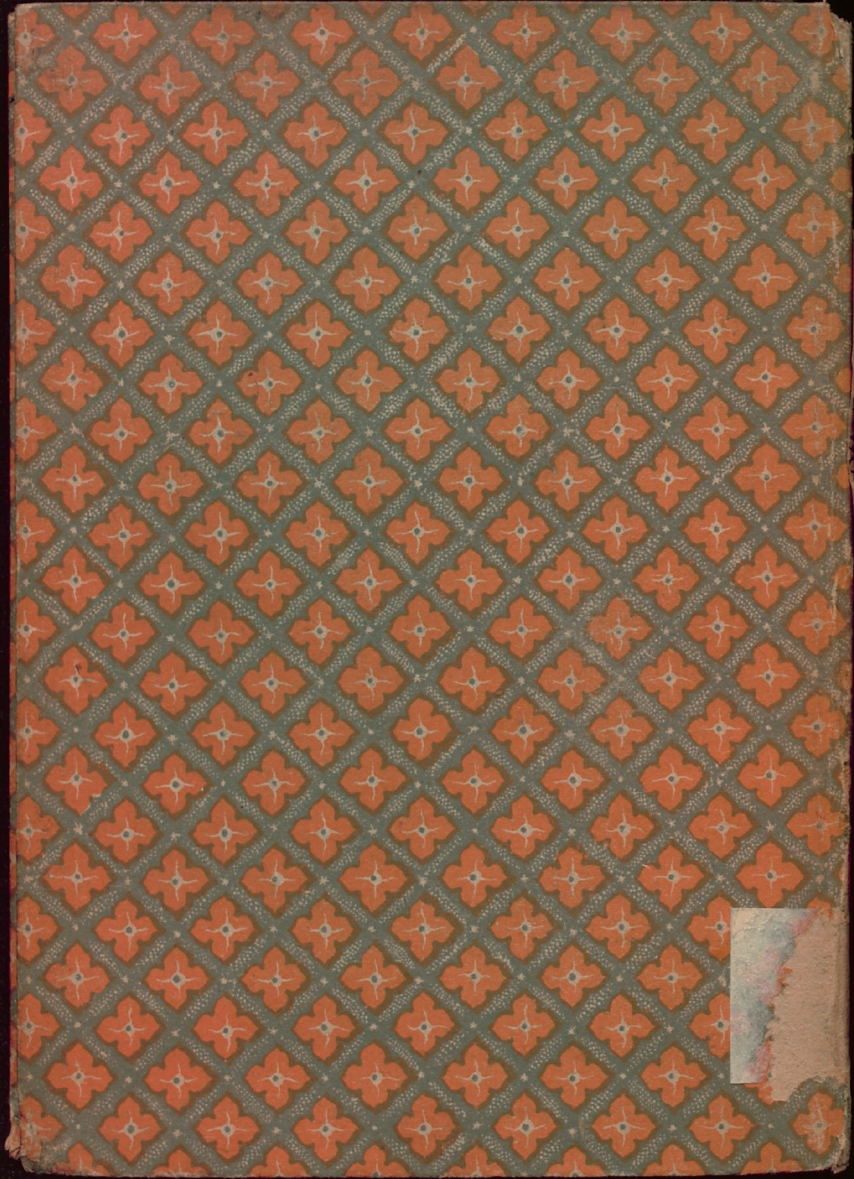
Dd 763 ^d

ULB Halle

3

004 323 149





no. 61

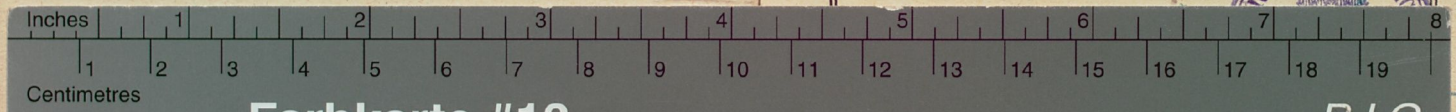


Mitternachtslied

Ein Gesang

von

Otto von Essen



Farbkarte #13

B.I.G.

